

Sozialisationstheorien

Witte, Erich H.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Forschungsbericht / research report

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Witte, E. H. (2005). *Sozialisationstheorien*. (Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie (HaFoS), 56). Hamburg: Universität Hamburg, Fak. für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft, FB Psychologie, Arbeitsbereich Sozialpsychologie. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-374059>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie HAFOS

Erich H. Witte

Sozialisationstheorien



Universität Hamburg

Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie
Hamburg Social Psychology Research Papers

Department Psychologie · Arbeitsbereich Sozialpsychologie
Psychology Department · Institute of Social Psychology
Von-Melle-Park 5 · 20146 Hamburg / Germany

ZUSAMMENFASSUNG

Der Begriff der Sozialisation wird, je nach Perspektive, sehr unterschiedlich expliziert. Dadurch ist eine Vielzahl von Einzelkenntnissen generiert worden, die manche Prozesse transparent und verständlich machen. Diese verschiedenen Ansätze und Erkenntnisse sollen hier miteinander zu einem Rahmenkonzept zusammengeführt werden, um sich dem komplexen Begriff der Sozialisation stärker nähern zu können.

Zu erst werden Theorien und ihr Bezug zu einer systemischen Konzeption sowie einige Forschungsergebnisse vorgestellt. Hierbei wird der Bogen vom Individualsystem-Niveau zum Makrosystem-Niveau gespannt.

Das Rahmenkonzept bietet eine erste Formalisierung des Sozialisationseffekts, deren Funktion anhand ausgewählter Ergebnisse dargestellt wird.

Weitergehend wird das Zusammenspiel von Evolution und Kultur und den resultierenden Folgen für die Grenzen und Möglichkeiten der Sozialisation diskutiert.

Ziel ist es, eine erweiterte systemtheoretische Sichtweise von sozialisationsbedingten Prozessen zu eröffnen und einen Beitrag zu einer umfassenden Theoriebildung in diesem Bereich zu leisten.

Schlüsselwörter:

Sozialisation, soziales Lernen, Labeling, Evolution, Familie, Gender, Sozialisationstheorie

ABSTRACT

The explication of the concept of socialisation differs according to the scientific perspective. Therefore, a large number of single insights has been generated which makes some processes comprehensible and transparent. In this article these different approaches and insights shall be merged to a frame-concept in order to achieve a more accurate approximation to the complex concept of socialisation.

First of all, theories and their connection to a systemic conception as well as results of research are introduced. Here the perspective ranges from individual- to macro-level systems.

The frame-concept offers a first formalisation of the socialisation-effect. The applicability of the formalisation is shown by selected research results. Furthermore, the article discusses the interaction of evolution and culture and its consequences for limitations and chances of socialisation.

The ambition is an extended system-theoretical perception of socialisation processes in order to achieve a contribution for a comprehensive theory development.

Keywords:

Socialisation, social learning, labeling, evolution, family, gender, socialisation theory

1. Begriffsklärungen

Zum besseren Verständnis des Begriffs „Sozialisation“ wollen wir zuerst einige klassische Explikationen derjenigen Disziplinen betrachten, von denen Ergebnisse in die Sozialisationsforschung eingebracht werden:

Aus *pädagogischer* Perspektive wird die Vorbereitung auf eine Rolle betont: „The process of preparing a person for a role in a society is called socialization“ (Cronbach, 1963, S. 32).

Aus *ethnologischer* Sicht wird in Anlehnung an den Kulturbegriff und darauf übertragene Konzepte aus der Vererbungslehre Folgendes formuliert: „(socialization is) ... the total pattern of human behavior and its products embodied in thought, speech, action and artifacts, and dependent upon man's capacity for *learning* and *transmitting* knowledge to succeeding generations“ (Cavalli-Sforza & Feldman, 1981, S. 3).

Aus *kultur-anthropologischer (ethnologischer)* Perspektive wird vor allem die Handlungsfähigkeit des Individuums hervorgehoben: „In any society or subsystem of a society, socialization consists of those patterns of action, or aspects of action, which inculcate in individuals the skills (including knowledge), motives, and attitudes necessary for the performance of present or anticipated role“ (Aberle, 1961, S. 387).

Aus *psychologischer* Perspektive wird die Entwicklung der Persönlichkeit hervorgehoben: „Sozialisation (wird) als Prozess der Persönlichkeitsentwicklung in dialektischer Beziehung mit der gesellschaftlich vermittelten Umwelt aufgefasst“ (Schmerl, 1978, S. 3).

Die *soziologische* Sicht kombiniert den Aspekt der „Vergesellschaftung“ und den der „Individuierung“: „From the point of view of society, socialization is the way culture is transmitted and the individual is fitted into an organized way of life [...] From the point of view of the individual, socialization is the fulfilment of his potentialities for personal growth and development“ (Broom & Selznick, 1963, S. 93).

Die *sozialpsychologische* Sicht im engeren Sinne betont die Komplexitätsreduktion mit der Übernahme der Weltsicht aus der eigenen Gruppe: “Socialization refers to the adoption and internalization by individuals of values, beliefs, and ways of perceiving the world that are shared by a group” (Jones & Gerard, 1967, S. 76).

Die neuere sozialpsychologische Sicht betont stärker die aktive Konstruktion und steht in einem engen Zusammenhang mit der hier entwickelten Position (Hurrelmann, 2002, S. 20): „In diesem Buch wird von der Modellvorstellung ausgegangen, Sozialisation sei ein lebenslanger Vorgang der Verarbeitung von inneren und äußeren Anforderungen an die Persönlichkeitsentwicklung.“

Diese sieben Perspektiven zum Begriff der Sozialisation erfassen in etwa den Spielraum in der Literatur (Hurrelmann & Ulich, 1998). Die Einflüsse zielen in allen Fällen auf das Individualsystem. Dieses wird klassischerweise (Platon) unterteilt in drei Bereiche: den kognitiven Anteil, den affektiven Anteil und den konativen (verhaltensbezogenen) Anteil.

Eine Alltagsbenennung lautet hierfür: Kopf, Herz und Hand. Der Ausgangspunkt für diese Sozialisationseinflüsse ist dabei unterschiedlich, aber nicht systematisch gegliedert. Wir wollen deshalb Einflüsse aus dem Individual-(Person), dem Mikro-(Kleingruppe), Meso-(Organisation) und Makrobereich (gesellschaftlicher Kontext) unterstellen. Die Funktion der Sozialisation ist dabei nicht eindeutig: Es können Aspekte der Anpassung an die einwirkenden Systeme, die „Vergesellschaftung“, von individuellen Entfaltungsprozessen, die „Individuierung“, getrennt werden. Wie das Verhältnis dieser beiden Anteile an den Sozialisationseffekten ist, hängt von dem Bereich, der Kultur und der individuellen Bereitschaft ab:

Die Sozialisation ist ein lebenslanger Vergesellschaftungs- und Individuierungsprozess zur Entwicklung und Veränderung des Individualsystems mit seinen Subsystemen durch Einflüsse der Subsysteme selber wie auch der übergeordneten Mikro-, Meso- und Makrosysteme, um deren variierenden Anforderungen unter Wahrung der Identität zu genügen.

2. Theorien und Ergebnisse der Sozialisation

An dieser Explikation ist zu erkennen, dass eine *aktive* Teilnahme des Sozialisanden an seiner Sozialisation erfolgt, indem die Subsysteme selber auf die Einflüsse zurückwirken. So wird nicht von einem Prozess ausgegangen, der allein auf Anpassung hinausläuft, wenngleich dieses eine wichtige Seite der Sozialisation ist, ja überhaupt erst das gemeinsame Zusammenleben von Menschen ermöglicht. Dabei ist aber weder etwas über die Art der Anlagen des Menschen ausgesagt noch darüber, ob diese besser unterdrückt oder gefördert werden sollten.

Wenden wir uns nun einigen theoretischen Konzepten zu, die die Prozesse der Sozialisation beschreiben und erklären. Wir können dabei nur sehr selektiv vorgehen und wollen uns auf Ansätze konzentrieren, die sich auf verschiedene Systemumfänge beziehen. Als Auswahlkriterium dienen die Merkmale „historische Bedeutung“, „Prägnanz“ und „Fruchtbarkeit“, d. h., es handelt sich entweder um klassische Ansätze oder möglichst formalisierte Modelle, aber auch um vernachlässigte Überlegungen, die wichtige Gesichtspunkte hinzufügen.

2.1 Sozialisation auf dem Individualsystem-Niveau: Soziales Lernen

Beginnen wir mit der Theorie sozialen Lernens von Rotter (1954, 1966, 1982). Darin hat Rotter als zentrale Variable den Erwartungsbegriff verwendet, wie er in der Tradition der Lerntheorie von Tolman (1932) eingeführt worden ist. Nach diesem Konzept wird das Verhalten in einer spezifischen Situation durch folgende Komponenten erfasst: generalisierte Erwartung, situationsspezifische Erwartung, Belohnungswert.

Als spezifisches Verhalten wird dann dasjenige mit dem größten Verhaltenspotenzial ausgewählt.

Dann ergibt sich folgende Explikation:

$$BP = f(GE \wedge E \wedge RV)$$

BP : Verhaltenspotenzial ("behavior potential")

GE : generalisierte Erwartung

E : situationsspezifische Erwartung

RV : Belohnungswert

f : beliebige Funktion

\wedge : logische Und-Verbindung

Die größte Forschungsaktivität zur Theorie sozialen Lernens hat die Komponente der generalisierten Erwartung (GE) auf sich gezogen. Sie erfasst eine allgemeine individuelle Haltung, die in ganzen Situationsklassen relevant ist und im Laufe der Sozialisation erworben wird (zusammenfassend Frey & Jonas, 2002).

Konkretisiert wird diese generalisierte Erwartung durch einen Fragebogen, der die *internale vs. externale Kontrolle* von Ereignissen erfasst (Rotter, 1966). Dieser Fragebogen ist als kontinuierliches Persönlichkeitsmerkmal konzipiert: den internalen Pol bildet die Erwartung eher großer individueller Einflussnahme auf die Ereignisse, den externalen Pol die Erwartung großer Abhängigkeit von äußeren Instanzen. Bei eher hohem Ausmaß an internaler Kontrollerwartung zeigt sich eine geringere Konformität der Versuchspersonen in experimentellen Situationen (Strickland, 1970; Sherman, 1973). Auch am Beispiel der Verantwortung für die eigene Person zeigt sich ein Unterschied: So sind „Internale“ generell mehr gesundheitsbezogen (Basler, 1978), benutzen eher den Sicherheitsgurt (Williams, 1972) und rauchen weniger (Williams, 1973). Insgesamt scheinen die „Internalen“ psychisch und physisch gesünder zu sein als die „Externalen“ (Strickland, 1977). Das gilt vor allem, wenn man das Konzept des „Self-mastery“ heranzieht, das die Überzeugung beinhaltet, gesundheitliche Ziele auch erreichen zu können (Marshall, 1991).

2.2 Sozialisation auf dem Mikrosystem-Niveau: Primäre

Sozialisation

Die erste natürliche Sozialisationsbedingung ist die Mutter-Kind-Dyade. In diesem Kontext wird sehr frühzeitig auf das Verhalten des Kindes Einfluss genommen. Das geschieht bewusst und gezielt, aber auch sehr häufig automatisch durch die Art des Kontaktes.

Zwei Bereiche sollen uns hier besonders interessieren, nämlich die eher automatische Entwicklung eines Bildes von der eigenen Person in Verbindung mit dem Bild über die wichtigste Beziehungsperson, was im Rahmen der Bindungstheorie erörtert wird, sowie die gezielte Anregung des Kindes durch einen bestimmten Erziehungsstil, um seine Fähigkeiten effektiv zu fördern.

2.2.1 Bindung

Im Rahmen eines komplexen Sozialisationsgeschehens macht die primäre Sozialisation in der Mutter-Kind-Interaktion mit ihrer psychoanalytischen Deutung und dem Schwerpunkt auf emotionale Prozesse nur einen gewissen Anteil in der lebenslangen Entwicklung aus. Kulturelle bzw. subkulturelle Rahmenbedingungen mit Werten, Normen, Zielen und sich herausbildenden Erwartungen sind die ebenfalls wirkenden Einflussquellen in der Sozialisation. Trotzdem ist der sehr frühe und intensive Einfluss in dieser Dyade, wobei in letzter Zeit auch häufiger Väter während der Elternzeit die Verantwortung übernehmen, bei dem Sozialisationsgeschehen von großer Bedeutung.

Ein erster Ausgangspunkt für theoretische Konzepte ist die Bildung von Typen. Anfänglich gab es drei Bindungsstile: sicher, vermeidend, ängstlich-ambivalent. Diese Dreiteilung ist wahrscheinlich auch bedingt durch die Klassifikation von außen durch Beobachter, die selten mehr als diese drei Kategorien reliabel verarbeiten können.

Der nächste Schritt ist dann eine analytische Differenzierung in eine Innen- und Außen-Perspektive mit einer positiv-negativ Abstufung (Bartholomew, 1990):

Abbildung 1: Vierfelder Darstellung der Bindungsstile

		<i>Selbstkonzept (Abhängigkeit)</i>	
		<u>Positiv (gering)</u>	<u>Negativ (hoch)</u>
<u>Positiv (gering)</u> <i>Bild von anderen (Ablehnung)</i>	<u>sicher</u> (secure)	Sich wohlfühlen mit Intimität und Autonomie	ängstlich-ambivalent (preoccupied) In Beziehungen ganz verstrickt sein
	<u>gleichgültig-vermeidend</u> (dismissing)	Intimität und Abhängigkeit ablehnend	ängstlich-vermeidend (fearful) Angst vor Intimität Beziehungen vermeidend
<u>Negativ (hoch)</u>			

Anschließend kann man übergehen zu synthetisch-empirischen Unterscheidungen, indem man Fragebögen zur Selbstbeschreibung einsetzt und die unabhängigen Dimensionen zu ermitteln versucht (Bierhoff & Grau, 1999). Man findet dann eine Dimension, die Sichere von Ängstlichen trennt, und eine zweite Dimension, die Ablehnende von Besitzergreifenden unterscheidet. Die Ausprägungen auf diesen beiden Dimensionen sind nicht normalverteilt, weil die Häufigkeiten sehr verschieden sind: Es dominiert immer der sichere Bindungsstil vor dem ängstlichen; der ablehnende Bindungsstil macht häufig nur um 10% der Stichprobe aus (Doll, Mentz & Witte, 1995), wodurch sich teilweise die beobachteten Abhängigkeiten zwischen den einzelnen Stilen (Asendorpf & Banse, 2000) ergeben.

Wenn man jetzt die Bindungsstile als Selbstkategorisierung erhebt und gleichzeitig ein Rating-Verfahren einsetzt, das die jeweilige Nähe zu den vier Bindungsstilen erfasst, dann kann man feststellen, dass beide Verfahren zu sehr ähnlichen Ergebnissen führen (Doll, Mentz & Witte, 1995). Erhebt man ferner zusätzlich zu den Bindungsstilen noch die Hilfeorientierung und die Sexualorientierung in vergleichbarer Weise, dann kann man feststellen, dass auch diese Orientierungen sich recht gut mit dem Bindungsstil zu einem gemeinsamen Muster vereinigen lassen. Es ist also so, dass Liebesbeziehungen, Freundschaftsbeziehungen und Sexualbeziehungen ähnlich gelebt werden, wenn man die Selbsteinschätzungen verwendet. Theoretisch müssten jetzt die Sozialisationsbedingungen in der frühen Kindheit mit diesen Bindungsstilen in Verbindung gebracht werden können. Leider sind hier die Zusammenhänge nur recht gering. Die kanonische Korrelation beträgt $r = 0.26$ (Doll, Mentz & Witte, 1995). Denkbar ist jetzt, dass a) entweder die heutige Sicht über die

Beziehungen zu den Eltern unzutreffend ist, b) das verwendete Instrument mangelhaft ist oder c) die nachfolgenden Einflüsse vielfältige Veränderungen erzeugt haben, die in der Kindheit so noch nicht angelegt waren. Geht man von der letzten Annahme aus, so müssten genaue biographische Betrachtungen und entsprechende Längsschnittstudien über diese Prozesse Aufschluss geben. Insbesondere zu beachten ist dabei die Veränderung der internen Arbeitsmodelle nach der Ablösung aus der Familie, weil erst danach neue Sozialisationsbedingungen voll wirksam werden können, sofern auch eine emotionale Ablösung diese neuen Einflüsse wirksam werden lässt. Sozialisation ist eben ein lebenslanger Prozess.

Für viele Anwendungsfragen ist weniger die Entstehung des Bindungsstils von Bedeutung als vielmehr das augenblickliche Arbeitsmodell, das Personen für sich gefunden haben. Diese Arbeitsmodelle thematisieren in Paarbeziehungen vor allem die Frage nach Distanz und Nähe, also die Art der emotionalen Beziehung (Witte & Lehmann, 1992; Witte & Wallschlag, 2000).

Man hat oft den Eindruck, als sei ganz eindeutig festgelegt, dass es gute und schlechte, gesunde und kranke Bindungsstile gibt. Diese Zuordnung ist im Erwachsenenalter sicherlich nicht so eindeutig möglich, aber die Verschiedenheit in den Bindungsstilen von Partnern führt oft zu einer Auseinandersetzung über das Thema Nähe und Distanz. Mit allen vier Bindungsstilen sind letztlich Chancen und Risiken für eine glückliche Partnerschaft verbunden. So kann man bei sicher gebundenen Partnern feststellen, dass sie nicht rechtzeitig merken und korrigierend einwirken, wenn sie in einer Partnerschaft diejenigen sind, die ausgenutzt werden, was dann wiederum zu schwierigen Auseinandersetzungen in der Partnerschaft führt, weil sich ein bestimmter Interaktionsstil herausgebildet hat. Ansonsten ist es vergleichsweise einfach, mit diesen Personen zusammenzuleben. Ängstlich-ambivalente Personen bemühen sich jedoch noch intensiver um die Partnerschaft und schaffen eine große Nähe. Schließlich sind die gleichgültig-vermeidenden Partner diejenigen, die dem anderen große Freiheiten zur Selbstentfaltung ermöglichen. Sie versuchen, eine größere Distanz in der Partnerschaft zu leben und dem Partner größere Freiräume zu gestatten. Sicherlich ist es schwierig, mit ängstlich-vermeidenden Partnern umzugehen und längere Beziehungen zu erhalten. Bei diesem Bindungsstil sind die größten Risiken zu erwarten. Alle anderen haben auch ihre Chancen. So investieren die sicher gebundenen Personen mehr in die Partnerschaft, führen eher eine positive Kommunikation und lassen eher Zärtlichkeit zu. Vielleicht wird dann eine solche Partnerschaft eher zu einer auf Gewohnheit basierenden Gemeinschaft im Laufe der Beziehung, weil man sich auch des Partners und seiner Liebe sicher ist. Demgegenüber sind die ängstlich-ambivalenten viel stärker mit der Partnerschaft beschäftigt, idealisieren den Partner und zeigen ein viel größeres Maß an Eifersucht. Diese Lebensform verändert sicherlich manche Routine. Die gleichgültig-vermeidenden Partner können Stress in der Partnerschaft, der auch von außen herangetragen werden kann, besser kompensieren und bleiben bei der Thematik der Machtbalance, die ein weiteres wichtiges Thema in Beziehungen ist, davon weniger berührt, wobei sie dem Partner auch ein gleiches Ausmaß an Macht zugestehen. Man erkennt an diesen Kombinationen von Beziehungsstilen in Partnerschaften, dass es sehr verschiedene Formen des Zusammenlebens geben muss, wenn man nur aus dem Blickwinkel der Typologie von Bindungsstilen schaut.

2.2.2 Leistung

Das Ziel in der Erziehung vieler Eltern ist die Kinder zu selbstständigen, verantwortungsbewussten und leistungsbereiten Persönlichkeiten zu erziehen. Betrachtet man dabei das Vorgehen der Eltern, so lassen sich zwei Formen von Erziehungsstilen unterscheiden:

1. Das Ausmaß an Lenkung und
2. das Ausmaß an emotionaler Beziehung.

Abbildung 2: Die beiden Erziehungsstile Lenkung und Emotionale Beziehung

		<i>Emotionale Beziehung</i>	
		<u>Hoch</u>	<u>Gering</u>
<i>Lenkung</i>	hoch	Autoritative Erziehung Angemessene Anforderungen, aktives Kümmern	Autoritäre Erziehung Hohe Anforderungen Fehlendes Kümmern
	gering	Laissez-faire Geringe Anforderung Passives Beschützen	Gleichgültige Erziehung Geringe Anforderungen Fehlendes Beschützen

Noch immer ist bei jungen Eltern die Vorstellung vorhanden, eine stärkere Lenkung sollte vermieden werden, wie es in den 68-ziger Jahren propagiert wurde. Die Idee das Kind würde durch interne Reifungsprozesse schon die optimale Wahl für die eigene Entwicklung treffen, ist sicherlich viel zu einfach. Eltern sind gefordert, dem Kind aktiv Angebote zu machen, um es zu fördern. Dabei muss die emotionale Beziehung zu dem Kind positiv sein, so dass die Eltern das Kind nicht überfordern, weil ihre Beziehung sie für diese emotionalen Zustände beim Kind sensibel macht. Gleichzeitig erfordert das aktive Angebot von den Eltern eine Menge Energie und Einsatz, die eine freie Gestaltung des eigenen Lebens eingrenzen. Ein Erziehungsstil, der ebenfalls besonders abträglich ist und zu unangepasstem Verhalten führt, ist der Wechsel zwischen verschiedenen Stilen, weil die Kinder dann erheblich verunsichert werden.

2.3 Sozialisation auf dem Mesosystem-Niveau: Sekundäre Sozialisation

Als weiterer Ansatz soll uns eine Perspektive aus der Sozialarbeit beschäftigen, und zwar die Sozialisation zu einer kriminellen Karriere durch Instanzen der Sozialarbeit selbst (Schur, 1973). Dieser „Labeling“-Ansatz geht davon aus, dass durch die Reaktionen der Institutionen auf delinquentes Verhalten genau dieses Verhalten verstärkt wird, was schließlich zu einer kriminellen Karriere führt (Rubington & Weinberg, 1996). Geht man nach Dunkelfelduntersuchungen davon aus, dass im Jugendalter kleine kriminelle Handlungen normal sind (Kaiser, 1977; Lösel & Bliesener, 2003), dann stellt sich die Frage, von welchen Faktoren die kriminellen Karrieren bestimmter Jugendlicher abhängig sind. Gemäß dem Labeling-Ansatz kann folgendes Verlaufsmodell angenommen werden:

1. Gewisse Jugendliche werden für die Sozialbehörde auffällig.
2. Diese auffälligen Jugendlichen werden daraufhin betreut.
3. Die Betreuung führt zu Änderungen in der Sicht der Jugendlichen durch Dritte (Schule, Freunde, Behörden, Eltern).
4. Diese veränderte Sicht führt zur Stigmatisierung.

5. Die Stigmatisierung verändert den Kontakt und die Erwartungshaltungen gegenüber den Jugendlichen, indem Eltern ihren Kindern den Umgang mit solchen Jugendlichen verbieten oder Lehrer schlechte Leistungen erwarten.
6. Solche Reaktionen der Erzieher haben den Effekt einer Veränderung der ursprünglichen Identität.
7. Die veränderte Identität lässt den Kontakt zu kriminellen Gruppen wachsen, zumal andere Kontaktchancen reduziert sind.
8. Das führt zur Anpassung an kriminelle Rollenerwartungen.
9. Das kriminelle Rollenverhalten wird dann wegen der vorhandenen Stigmatisierung auch häufiger entdeckt.
10. Die Konsequenz ist eine kriminelle Karriere.

Dieser Ansatz, der die abweichende Sozialisation beschreibt, ist vielfach kritisiert worden (z. B. Opp, 1974). Sicherlich ist richtig, dass keine Theorie im engeren Sinne vorliegt; trotzdem scheint diese Perspektive gewisse Prozesse gut erfassen zu können, wie bei einer Untersuchung an Einfach- und Mehrfachtätern festgestellt werden konnte (Reinhardt & Staudt, 1979). Zugrunde lagen Daten für alle Jugendlichen (N = 164), die als 14-jährige in einer Großstadt der Bundesrepublik das erste Mal vor Gericht standen. Diese Jugendlichen wurden über sieben Jahre in ihrer kriminellen Karriere begleitet. Als Ergebnis zeigte sich, dass die Mehrfachtäter im Vergleich zu Einfachtätern überwiegend aus schwierigen Familienverhältnissen stammten und vorwiegend die Sonderschule besuchten; beides erleichtert die Stigmatisierung. Wichtig erscheint aber, dass die behördlichen Maßnahmen der Betreuung die kriminelle Karriere eher gefördert als reduziert haben (s.a. Jonson-Reid, 2002). Da es sich um korrelative Studien handelt, bleibt die Ursache-Wirkungs-Relation ungeklärt. Nimmt man nun aber eine feldexperimentelle Studie hinzu, die die Effektivität einer verhaltenstherapeutischen Behandlung überprüft hat (Fo & O'Donnell, 1975), dann stellt sich bei leichten Fällen heraus, dass das Behandlungsprogramm die Rückfälligkeit, verglichen mit einer Kontrollgruppe, verdoppelt hat. Allerdings konnte in schweren Fällen (Einbruch, Raub) die Rückfallquote durch das Programm beinahe halbiert werden. Um diesen Daten zu entsprechen, ist der Labeling-Ansatz zu differenzieren. Schwere Abweichungen weisen wohl auch auf Persönlichkeitsstörungen bei den Jugendlichen hin, die unter günstigen Bedingungen besser therapierbar wären. Leichtere Verfehlungen, die offenbar normal sind, werden selbst durch hervorragend konzipierte Programme eher verstärkt als verringert (McGuire, 1995).

2.4 Sozialisation auf dem Makrosystem-Niveau: Tertiäre

Sozialisation

Wenden wir uns einem Ansatz mit dem Schwerpunkt auf dem Makrosystem-Niveau zu, der aber auch auf das Mikrosystem als Zwischenschritt angewendet werden kann. Er benutzt Konzepte aus der biologischen Evolutionstheorie und überträgt diese auf die kulturelle Entwicklung (Cavalli-Sforza & Feldman, 1981). Die in dem Buch dargestellten Modelle sind quantitativ formuliert und würden es verdienen, in aller Ausführlichkeit behandelt zu werden. Leider ist das in dem vorliegenden Rahmen nicht möglich.

Die Anwendung von evolutionstheoretischen Konzepten auf die kulturelle Entwicklung in Form quantitativer Modelle hat zwar eine Tradition (Rashevsky, 1948; Gerard et al., 1956), ist aber auch immer wieder wegen fehlender mathematischer Vorkenntnisse in den Sozialwissenschaften verloren gegangen. Aus diesem Grunde und wegen der Möglichkeiten zur präzisen Beschreibung von globalen Veränderungen ist die Publikation von Cavalli-Sforza und Feldman (1981) sehr zu begrüßen. Mit Hilfe der formalen Grundlage gibt es auch

gewisse Möglichkeiten, den häufig nur in einem metaphorischen Sinne eingebrachten Systembegriff zu konkretisieren.

Die Idee besagten Buches ist die Entwicklung von Theorien durch Übertragung quantitativer Modelle aus der Biologie auf die Anthropologie, um die kulturelle Veränderung zu beschreiben. Dabei entspricht der Unterschied zwischen biologischer und kultureller „transmission“ dem von Vererbung und Lernen. Im Rahmen der Evolutionstheorie spielt ferner der Begriff der natürlichen Selektion eine wichtige Rolle, der durch die Überlebenschancen bzw. das Wachstum von Populationen gemessen wird. Bei der Betrachtung der kulturellen Transmission handelt es sich um eine Selektion, die die Wahrscheinlichkeit oder Rate erfasst, mit der ein Kulturphänomen von den Mitgliedern einer Gesellschaft in einem Zeitraum übernommen wird. Im ersten Fall handelt es sich um die Anpassung von Lebewesen an die Umwelt, im zweiten Fall um die Anpassung von kulturellen Erscheinungen als Produkte von Menschen an die Lebewesen selber.

Die kulturelle Übertragung ist dabei immer ein *zweistufiger* Prozess: Die erste Stufe erfordert die Wahrnehmung eines Hinweisreizes („Anregung“) und die zweite die Übernahme der mit ihm verbundenen Information („Ausnutzung“). (Die Autoren bezeichnen die beiden Stufen als „awareness“ und „acceptance“.)

Ferner kann man noch zwischen einer Übertragung von den Eltern auf die Kinder, die der biologischen Vererbung entspricht, und einer zwischen Gleichaltrigen unterscheiden. Die erste Art wird als vertikale und die zweite als horizontale Transmission bezeichnet. Hinzu kommt noch eine Kombination aus beiden Arten, z. B. die Vermittlung von kulturellen Inhalten durch Lehrer an Kinder ohne Verwandtschaftsrelation. Letztere erhält die Bezeichnung „oblique“. Weiterhin stellen die Autoren die Analogie zwischen Mutationen und kulturellen Innovationen her. So wäre z. B. der Einsatz von speziellen Insektiziden durch Farmer eine kulturelle Innovation. Falls diese Form des Umgangs mit Schädlingen „erfolgreich“ ist, wird sie sich durchsetzen. („Erfolgreich“ bedeutet hier: aus der Sicht der Farmer in einem bestimmten Zeitraum.) Wichtig ist bei dieser Betrachtung, dass zunächst eine Bekanntheit vorliegen und dann aktiv eine Entscheidung zugunsten der Innovation getroffen werden muss. Voraussetzung für das Durchsetzen von Innovationen ist dabei ihr Ausmaß an Verbreitung, z. B. durch Fernsehen, Zeitschriften, wissenschaftliche Artikel etc. Es gibt aber auch Bereiche, in denen dieser Zwei-Stufen-Prozess auf eine Stufe reduziert ist, weil die Bekanntheit einer Innovation so überzeugend ist, dass man sie übernehmen „muss“.

Betrachten wir als Beispiel zur quantitativen Modellbildung von Sozialisationsprozessen die vertikale Transmission. Als inhaltliches Beispiel wählen wir die politische Sozialisation und ziehen den Einfluss der Eltern auf die Parteianhängerschaft ihrer Kinder heran (s. Cavalli-Sforza & Feldman, 1981, S. 82 ff.).

Wir betrachten eine dichotome abhängige Variable, nämlich die Anhängerschaft des Kindes zu einer Partei. Unabhängige Variablen sind die Anhängerschaft von Vater und Mutter zu einer Partei.

Wir machen hierzu folgende Annahmen:

- (1) Die Sozialisationswirkung hängt von beiden Eltern ab, was nicht generell der Fall zu sein braucht. So scheinen z. B. die Häufigkeit, mit der man klassische Musik hört, allein von der Mutter abzuhängen, und die Häufigkeit, mit der man Sportveranstaltungen besucht, allein vom Vater.
- (2) Der Einfluss der Eltern auf die Anhängerschaft lässt sich als additiver Effekt aus beiden Einflüssen erklären.
- (3) Die Heirat der Eltern bedeutet eine gewisse Übereinstimmung auch in politischer Hinsicht, d. h., auch bezüglich der Anhängerschaft (ja und nein) gibt es eine gewisse Übereinstimmung, so dass eine positive Korrelation bezüglich der Parteianhängerschaft zwischen Mann und Frau zu erwarten ist.

Wir haben es hier also mit einem Modell auf dem Gebiet der familiären Sozialisation als Zwischenschritt zu tun, wobei der Schwerpunkt der Betrachtung nicht auf der Familie liegt, sondern auf der Entwicklung der politischen Aktivitäten einer Nation als Makrosystem. Deutlich wird an dieser Tatsache aber, dass die unterschiedlichen Systemumfänge miteinander verbunden sind. Diese Verschachtelung wird uns theoretisch unter dem nächsten Punkt beschäftigen.

Der Ausgangspunkt ist eine einfache Vier-Felder-Tafel mit den Häufigkeiten der Paarkombinationen in den Zellen:

		Vater		H + h
		H	h	
Mutter	H	130	25	155
	h	18	28	46
	H + h	148	53	201

H: Parteianhänger

h: kein Parteianhänger

Man trifft also in der Elterngeneration 75% Anhänger von Parteien: $(148 + 155) / 402 = 0.75$. Bei der Kindergeneration ist dieser Prozentsatz auf 59% gesunken.

Die Frage ist nun, wie man sich diese Veränderung erklären kann, wenn die obigen drei Annahmen eingeführt werden. Außerdem ist es wissenswert, ob es einen Gleichgewichtszustand gibt, auf den dieser Trend hinstrebt.

Zur Erklärung wird die familiäre Sozialisation gewählt, weil angenommen wird, dass die politische Sozialisation der Parteianhängerschaft im Makrosystem „Gesellschaft“ im Wesentlichen in diesem Mikrosystem stattfindet.

Die ersten beiden Annahmen führen zu folgendem Modell:

		Vater	
		H	h
Mutter	H	$b_o + a_1 + a_2$	$b_o + a_2$
	h	$b_o + a_1$	b_o

a_1, a_2 : Einfluss von Vater bzw. Mutter

b_o : unspezifischer, nicht näher differenzierbarer Einfluss

Diese Zellenwerte bedeuten erwartete Häufigkeiten (oder Prozentsätze) von Parteianhängern, die bei den Kindern aus einer bestimmten Paarkombination zu erwarten sind.

Will man ferner die Entwicklung der Parteianhängerschaft über die Generationen betrachten und nimmt man an, dass eine positive Korrelation r zwischen den Eltern bezüglich der Parteianhängerschaft besteht, so beeinflusst dieser Korrelationseffekt natürlich die *Entwicklung* der Parteianhängerschaft in Richtung auf einen Gleichgewichtszustand:

		Vater		
		H	h	
Mutter	H	$u^2 + ruv$	$uv(1 - r)$	u
	h	$uv(1 - r)$	$v^2 + ruv$	v
		u	v	1

u: relative Häufigkeit der Parteianhängerschaft bei Männern *und* Frauen

v: keine Parteianhängerschaft

r: Korrelation zwischen Männern und Frauen

Berechnet man nun die Entwicklung der Parteianhängerschaft für die Kinder, so gelten folgende Gleichungen für den Entwicklungsprozess in der nächsten Generation mit dem Einfluss von Vater und Mutter:

$$u_{+1} = u^2 B + uC + b_o + ruvB$$

$$B = (b_o + a_1 + a_2) + (b_o) - (b_o + a_1) - (b_o + a_2) = 0$$

unter der speziellen Annahme linearer Effekte sowie

$$C = (b_o + a_1) + (b_o + a_2) - 2b_o = a_1 + a_2.$$

Daraus folgt dann eine relative Häufigkeit der Parteianhängerschaft in der nachfolgenden Generation (u_{+1}):

$$u_{+1} = u(a_1 + a_2) + b_o.$$

Das Ergebnis besagt, dass (1) die Korrelation zwischen den Eltern keinen Effekt auf die nachfolgende Generation hat, dass es (2) einen unspezifischen Einfluss b_o gibt und dass (3) die Effekte der Eltern additiv bleiben.

Was nun den Gleichgewichtszustand (G), dem dieses System zustrebt, angeht, so ist:

$$G = \frac{b_o}{1 - (a_1 + a_2)}.$$

Schätzt man schließlich die Werte aus den Daten, so ergibt sich:

$$\frac{0.23}{1 - (0.27 + 0.21)} = 0.44$$

Interessant ist die Entwicklung der Prozentsätze. In der Elterngeneration gab es 75% Parteianhänger, in der auf sie folgenden Kindergeneration 59%. Zu erwarten ist, dass dieser Prozentsatz weiter abnimmt und dass sich schließlich weniger als die Hälfte der Bevölkerung einer Partei zugehörig fühlen, und zwar nur 44%. Will man jetzt die Brauchbarkeit dieses Modells an der Realität prüfen, dann kann man das Wahlverhalten als einen vergleichbaren Sozialisationseffekt heranziehen. Schaut man sich die offiziellen Statistiken an, die jeweils trennen zwischen der Wahlbeteiligung bei den Präsidentschaftswahlen und den Wahlen zu den Bundesstaaten in den USA, dann unterscheiden sich diese Prozentsätze erheblich. Bildet man einen Mittelwert aus der Beteiligung in den zwei folgenden Wahlen, dann erhält man für 1960 (Präsidentschaftswahl) einen Prozentsatz von 63.1% und bei der Wahl zu den Bundesstaaten 1962 einen Prozentsatz von 47.3%. Im Mittel ergibt das 55.2%. Das entspricht quantitativ dem politischen Engagement der Kindergeneration, wie es die Daten bei der obigen Untersuchung repräsentieren als eine undifferenzierte Betrachtung politischen Verhaltens. Dieser Prozentsatz sollte nun auf ca. 44% sinken. Die letzten Daten zur Wahlbeteiligung in den USA, die es gibt, erfassen die Präsidentschaftswahl von 2000 mit einem Prozentsatz von 51.3% und die Wahl in den Bundesstaaten 1998 mit 36.4%. Im Mittel liegt dann der Prozentsatz nach etwa vierzig Jahren (von 1960 auf 2000 bei der Präsidentschaftswahl und von 1962 auf 1998 bei der Bundesstaatswahl) bei ca. 44%. Diese Asymptote ist bereits um 1980 mit 45% gemittelter Wahlbeteiligung erreicht. Sie bleibt auch

um 1990 mit knapp 46% recht stabil um diesen theoretischen Wert. Wir haben es hier also mit einem Gleichgewichtszustand zu tun, der eine hohe Stabilität erreicht, wenn man berücksichtigt, dass es immer einen Unterschied zwischen den beiden Arten der Wahl gibt. Dieser Unterschied war in den empirischen Ausgangsdaten von Cavalli-Sforza und Feldman (1981) nicht weiter berücksichtigt worden, so dass der Mittelwert eine gute Vergleichsgröße für die ursprüngliche Empirie darstellt. Das Modell führt zu einer erstaunlich guten quantitativen Prognose, wenn man den Unterschied in der Wahlbeteiligung der zwei Arten von Wahlen vernachlässigt und eine generelle politische Sozialisation betrachtet, die durch die Eltern erfolgt. Dabei gibt es natürlich auch übergeordnete Einflüsse aus der Gesellschaft (b_0), die das Wahlverhalten als allgemeine politische Aktivität fördern, wie das Modell behauptet.

Mit diesem einfachen Beispiel sollte die Fruchtbarkeit quantitativer Modelle für die Entwicklung der Sozialisationsforschung mit systemischem Hintergrund exemplarisch aufgezeigt werden.

Da in der Sozialisation generell zeitliche Abfolgen beschrieben werden, sind in Zukunft auch verstärkt dynamische Modelle heranzuziehen, z. B. Zeitreihenanalysen (Gregson, 1983) und Differenzgleichungen (Rommelfanger, 1977) (siehe zusammenfassend Witte, 2004).

2.5 Ein Rahmenkonzept

Diese sehr fruchtbare und präzise Herangehensweise an Sozialisationsprozesse wäre bereits heute auch bei anderen vorliegenden Konzepten möglich und kann nur als Ansporn für die zukünftige Entwicklung verstanden werden.

Im Augenblick müssen wir uns damit begnügen, ein *Rahmenkonzept* für Sozialisationsprozesse auf unterschiedlichen Systemumfängen zu entwickeln. Wir können dann exemplarisch Daten re-analysieren, um die Erkenntnisleistung des Ansatzes zu prüfen.

Als Ausgangspunkt für ein solches Rahmenkonzept wählen wir die Kombination der drei Qualitäten der Subsysteme mit den Systemumfängen auf dem Mikro-, Meso- und Makrobereich.

Auf der kognitiven Seite kann man davon ausgehen, dass jedes System eine allgemeine „Orientierung“ besitzt. Ein solches *kognitives* Teilsystem im Rahmen des Sozialisationseinflusses beinhaltet die Vorstellungen über Ziele, Normen, Regeln etc. Abhängig von diesen Vorstellungen wird Einfluss auf den Sozialisanden genommen.

Als zweites ist die *affektive* Seite zu berücksichtigen. Sie interessiert uns vor allem aus der Sicht des Sozialisanden als Individualsystem, das von Außen mit unterschiedlichen Inhalten konfrontiert wird. Der Sozalisand nimmt an der angebotenen Information eine aktive Transformation vor, wobei diese vor allem auf (affektive) Bewertungen der Inhalte basiert. Im Rahmen der Sozialisation sollen die zwei Elemente dieses Ansatzes als „Anregung“ und als „Ausnutzung“ bezeichnet werden.

Sicher kann die „Ausnutzung“ einer „Anregung“ auch negativ sein, d. h., der Sozalisand entfernt sich von den angebotenen Inhalten und verwendet für sich das Gegenteil der angebotenen Information. Ähnliche Annahmen sind auch in dem Konzept von Cavalli-Sforza und Feldman (1981) enthalten. Voraussetzung für die Messbarkeit einer solchen multiplikativen Verknüpfung ist jedoch, dass die Variable „Ausnutzung“ auf Ratioskalen-Niveau, also mit natürlichem Nullpunkt, gemessen werden kann. Eine derart weitgehende Annahme ist dadurch zu rechtfertigen, dass man negative und positive Bewertungen unterstellt, zwischen denen ein natürlicher Nullpunkt liegt.

Als dritten Aspekt haben wir schließlich den *konativen* Anteil. Er beschreibt den durch das System und seine Umgebung vorgegebenen Handlungsspielraum des Sozialisanden. Diese

Einbettung des Systems in einen Lebensraum kann man allgemein als „Lage“ bezeichnen, in der sich der Sozialisand durch seine Zugehörigkeit zu einem System befindet.

Bei der Beschreibung der Sozialisationseffekte anhand der Rahmenbedingungen und bei ihrer Rekonstruktion an Daten mit Hilfe des Rahmenkonzeptes werden wir feststellen, dass Datensätze, die die drei Teilsysteme als Elemente des sozialisierenden Gesamtsystems gemeinsam erfassen, sehr selten sind. Um überhaupt die Zusammensetzung der drei Teilsysteme als Elemente des sozialisierenden Gesamtsystems spezifizieren und quantitative Rekonstruktionen vornehmen zu können, lassen wir uns daher wesentlich von der Idee parallel geschalteter Elemente (Treuheit, 1978) leiten und sagen Sozialisationseffekte in folgender Weise vorher:

$$SE = L + O + AR \cdot AN$$

Sozialisationseffekt = „Lage“ + „Orientierung“ + „Anregung“ mal „Ausnutzung“.

Diese Beziehung gilt für die einzelnen Systemumfänge jeweils getrennt. Unklar bleibt dabei die Verbindung der Systeme unterschiedlichen Umfangs miteinander.

Ganz allgemein gehen wir von der Erklärung (Vorhersage) eines spezifischen Sozialisationseffektes bei einer bestimmten Person X aus und nehmen an, dass dieser Effekt durch das Makrosystem bedingt wird. Die drei Teilsysteme des Makrosystems werden entsprechend der obigen Annahme verbunden:

Makro-Sozialisationseffekt = „Lage“ + „Orientierung“ + „Anregung“ mal „Ausnutzung“.

Dabei sind die beiden Größen „Lage“ und „Orientierung“ reine Begriffe auf dem Makrosystem-Niveau. „Anregung“ ist ein gemischter Begriff, der die Wirkung des Makrosystems auf die Einzelperson X beschreibt. Schließlich ist „Ausnutzung“ ein Individualbegriff, der die individuelle Übernahme erfasst. Ähnliches gilt ebenfalls für die übrigen Systemumfänge. Auf diese Weise kann man sich die Transformation von übergeordneten Einflüssen in individuelle Sozialisationseffekte verständlich machen. „Lage“ und „Orientierung“ sind dabei mit der Funktion der Anpassung gekoppelt, da diese Einflüsse nicht alle bewusst vom Individuum gesteuert werden. Die „Anregung“ dagegen stellt die vom Individuum registrierten Einflüsse dar, die dann auch gezielt ausgenutzt oder abgelehnt werden können. Folglich ist das Produkt aus „Anregung“ mal „Ausnutzung“ mit der Sozialisationsfunktion der Individuierung verbunden. Dabei ist auch auf dieser Ebene nicht alles willentlich kontrolliert, sondern läuft teilweise automatisch ab (Bargh, 1996). Diese Verknüpfung zwischen den Variablen des Sozialisationseffekts und den beiden Sozialisationsfunktionen gilt auf allen Systemumfängen.

Auf Grund der Ausprägung in den drei Teilsystemen müsste man die *Eindeutigkeit der Sozialisationssituation* für einen bestimmten Effekt bestimmen können, indem man über das *Ausmaß* des Einflusses auf dieser Ebene bezüglich eines spezifischen Sozialisationsinhaltes eine Theorie formuliert:

- *positiver Zustand*: Im Wesentlichen liegt bereits durch die Makrosystem-Ebene das individuelle Verhalten fest, z. B. die Fähigkeit zu lesen in industrialisierten Gesellschaften;
- *neutraler Zustand*: Der Einfluss des Makrosystems ist nicht so stark, dass der Effekt auf dieser Ebene erklärt werden kann;
- *negativer Zustand*: Im Wesentlichen legt das Makrosystem das Gegenteil des beobachteten Sozialisationseffektes fest, z. B. die Liebesbeziehung zwischen homosexuellen Partnern.

Ist auf der Makrosystem-Ebene ein positiver oder negativer Zustand erreicht, gilt der Sozialisationseffekt für einen spezifischen Inhalt als geklärt, und die darunter liegenden Systemebenen brauchen nicht mehr betrachtet zu werden. Nur bei einem neutralen Zustand kann man sich einen bedeutsamen Zuwachs an Varianzaufklärung durch niedrigere Systemumfänge erhoffen, sofern man nicht „abweichendes“ Verhalten thematisieren und spezifische Gruppen untersuchen möchte, z.B. homosexuelles Verhalten als Minoritätsphänomen auf Makroebene der sozialen Kategorie der Homosexuellen. Hat es einen neutralen Zustand im Makrobereich gegeben, wird man zum Mesobereich übergehen.

Auch hier würde man wieder drei Zustände unterscheiden und nur bei einem neutralen Zustand auf die Mikroebene übergehen. Auf dieser erfolgt dieselbe Differenzierung. Bei einem neutralen Zustand geht man zum Individualsystem über. Hier sind noch einmal drei Zustände zu unterscheiden. Sollte sich auch jetzt ein neutraler Zustand ergeben, so ist das Verhalten im Wesentlichen nicht durch Sozialisationseinwirkungen erklärbar, sondern für die einzelnen Individuen spezifisch. Man hat es dann mit individuellen Freiräumen zu tun.

Wirken nun mehrere Teilsysteme auf einer Umfangsstufe zusammen, so können wir im Augenblick nur vermuten, dass sich die Effekte additiv verstärken.

Diese theoretischen Annahmen sollen jetzt auf der Grundlage einer Konzeption der Person als ein Individualsystem mit dem Ziel des Erhalts seiner Identität zu wenigen Postulaten zusammengefasst werden:

Postulat 1:

Jedes Individuum muss zur Aufrechterhaltung seiner Identität eine willentliche Steuerung der Grenzziehung nach Außen vornehmen können.

Auf der Ebene der Sozialisation bedeutet diese Annahme, dass einerseits ein Sozialisand theoretisch so eingeführt werden muss, dass er Sozialisationsangebote auch ablehnen kann und dass andererseits die empfundene Freiwilligkeit bei der Übernahme der Angebote eine große Rolle spielt. Darüber hinaus werden die Angebote nicht starr übernommen, sondern individuell modifiziert, um sowohl die „Vergesellschaftung“ als auch die „Individuierung“ zu fördern.

Postulat 2:

Art und Stärke der Grenzziehung sind durch kulturelle (Normen etc.), territoriale (soziale Situationen), interaktionale (Intimitätsgrade zwischen Akteuren) und intentionale (Zielsetzungen) Aspekte bedingt.

In diesem Postulat wird wiederum das Zusammenwirken der vier Umfangsbereiche Makro-, Meso-, Mikro- und Individualsystem hervorgehoben, was letztlich die Forschung zu diesem Thema so erschwert.

Postulat 3:

Wenn ein Sozialisationseffekt beobachtet wird, dann ist er von den „Lage“- und „Orientierungs“-Parametern als den allgemeinen äußeren Bedingungen sowie von der konkreten „Anregung“ und der spezifischen „Ausnutzung“ abhängig.

Hier wird jetzt das theoretische Rahmenkonzept als Postulat eingeführt, wobei zu beachten ist, dass dieses mit den Umfangsbereichen aus Postulat 2 verbunden werden muss.

Postulat 4:

Die Verbindung der strukturellen Parameter zur Beschreibung des Sozialisationseffektes wird als gemeinsame Wirkung parallel geschalteter Systeme (additiv) konzipiert, wobei das Individualsystem des Sozialisanden aus zwei Parametern besteht, die hintereinander geschaltet (multiplikativ) sind.

Es wird auch im Bereich der Sozialisation auf einfache lineare Verbindungen Bezug genommen. Nur im affektiven Bereich der Person gilt eine multiplikative Verknüpfung, weil hier die flexible Grenzziehung theoretisch eingeführt wird. Da diese Flexibilität sowohl eine Ablehnung als auch eine Ignorierung zulassen muss, ist in diesem Bereich eine multiplikative

Verknüpfung vorgesehen. Betrachtet man die Begriffsbildungen genauer, so erkennt man, dass die „Lage“- und „Orientierungs“-Parameter überindividuell festgelegt werden. Die „Anregungs“-Größe ist ein gemischter Begriff, der den Übergang von externer Stimulation und individueller Verarbeitung beschreibt. Schließlich ist die „Ausnutzung“ eine individuelle Größe, die auf die jeweilige Einzelperson bezogen ist. Diese Verschachtelung unterschiedlicher Begriffsarten ergibt sich aus der Sozialisation selber, die auf unterschiedlichen Ebenen stattfindet, aber jeweils das Individuum zum Ziel hat.

Postulat 5:

Das Zusammenwirken der Systeme auf verschiedenen Umfangsbereichen lässt sich als hierarchisches Stufenmodell entwickeln, in dem nur unter komplexen Bedingungen geringer Vergesellschaftungstendenzen eine tiefere Ebene zur Erklärung des Sozialisationseffektes herangezogen werden muss. Man erkennt das z.B. an dem Verhalten in Paarbeziehungen, das in den letzten Jahren weit weniger durch die Geschlechtsrollenerwartungen (Makrosystem) bestimmt wird und von dem Paar selber (Mikrosystem) festgelegt werden muss.

Dieses Postulat erfasst die Art und Weise, in der die verschiedenen Systemumfänge verbunden werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass bei großer Komplexitätsreduktion, d. h. wenn es sich um „Selbstverständlichkeiten“ (Hofstätter, 1963, S. 57 ff.) handelt, Systeme geringeren Umfangs keine Rolle spielen. Bei diesen Selbstverständlichkeiten scheint das Individuum nicht das Gefühl von Zwang zu haben, weil es keine Alternativen gibt. Erst wenn Gesellschaften mit anderen Wertsystemen konfrontiert werden, verlieren diese kulturellen Werte und Rituale ihre Integrationsfunktion. Das Ergebnis kann eine Vergrößerung der Komplexität oder aber eine Restauration sein, d. h. eine Anpassung an die traditionellen Werte vor dem Kontakt. Diese Selbstverständlichkeiten oder Konventionen können auf unterschiedlichen Umfangsbereichen entwickelt werden, z. B. die Essgewohnheiten in Familien als Konventionen auf dem Mikrosystem-Niveau.

Postulat 6:

Die Sozialisation ist ein lebenslanger Prozess, der nur über eine Veränderung in der Zeit angemessen erfasst werden kann.

Mit diesem Postulat soll eindringlich auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, dass in Zukunft die zeitlichen Abläufe intensiv in die theoretische Entwicklung einbezogen werden müssen.

Diese sechs Postulate geben einen theoretischen Rahmen ab für die beobachtbaren Sozialisationseffekte. Sie differenzieren die Komponenten des Einflusses nach ökologischen Anteilen (Lage), angestrebten Zielen (Orientierung) und den individuellen Umsetzungen (Anregung mal Ausnutzung).

3. Sozialisation und Evolution

Eine zentrale Basis-Annahme in den Sozialisationstheorien und der Evolutionstheorie ist häufig die Unabhängigkeit von Genotypus (Evolution) und Umwelteinflüssen (Sozialisation). Das ist aus der Entstehung der Evolutionstheorie verständlich mit ihrer Konzentration auf tierisches Verhalten in der unberührten Natur. Ihre Übertragung auf menschliches Verhalten aber erfordert wegen der größeren Herstellbarkeit von Umweltbedingungen durch den Menschen und wegen seines gezielten Eingriffs in die Fortpflanzung eine Ergänzung. Daraus ergibt sich dann eine systemische Perspektive mit der Idee der Ko-Evolution von genetischen Grundlagen und kulturellen Bedingungen (Caporael & Baron, 1997; Caporael, 2001; Kenrick, Li & Butner, 2003), die sich gegenseitig beeinflussen. Ein wichtiges Problem bei dieser Ko-Evolution von biologischen Grundlagen und kulturellen Einflüssen über die Sozialisation ist die unterschiedliche Anpassungsgeschwindigkeit der beiden Anteile. So kann man davon ausgehen, dass die Veränderung der genetischen Grundlagen langsamer verläuft als die

kulturelle Entwicklung. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass die biologische Grundlage in ihrer Anpassung an die Umwelt zu Fehlverhalten aus der Sicht heutiger Bedingungen führen kann, obwohl frühere Umwelten im Sinne der inklusiven Fitness – der teilweise indirekten Weitergabe des eigenen Genoms an die nächste Generation auch über Verwandte – sehr wohl optimal erfasst wurden. Betrachtet man menschliches Handeln, dann wird dieses Handeln gesteuert durch a) Informationen, die im Genom verankert sind, durch b) Informationen, die in der Kultur festgelegt sind, und durch c) die Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Informationsquellen. Das Ausmaß der Determination des individuellen Handelns wird außerdem von der konkreten Art der Handlung abhängig sein, die mehr oder weniger durch genetische Anteile festgelegt ist. Darüber hinaus gibt es inter-individuelle genetische Unterschiede, die in Kombination mit kulturellen Rahmenbedingungen spezifische Handlungsformen bedingen. Folglich stellt die Hinzunahme der Betrachtung menschlichen Handelns auch aus evolutionstheoretischer Sicht nicht etwa eine biologistische Verkürzung dar, sondern eine *Erweiterung*, die die Tatsache akzeptiert, dass der Homo sapiens ein Mitglied der belebten Natur ist, die wesentlich auch durch genetische Informationen gesteuert wird. Im Rahmen der Sozialisation sind das Reifungsprozesse im jüngeren bzw. Abbauprozesse im höheren Lebensalter.

Die Abwehr gegenüber der Einbeziehung genetischer Grundlagen in die wissenschaftliche Betrachtung des sozialen Handelns lässt sich z. T. dadurch erklären, dass es falsche Vorstellungen über die Beziehung zwischen Genotypus und Phänotypus gegeben hat. Buss (1999, S. 18 ff.) hat diese Missverständnisse gesammelt. Als *erstes* wird unterstellt, dass menschliches Verhalten direkt genetisch determiniert sei. Wenn man morphologische, physiologische und reflexartige Reaktionsformen verlässt, die in ihrer phänotypischen Ausprägung stark genetisch determiniert sind, aber auch nicht ausschließlich, dann gibt es deutliche Einflüsse durch die Umwelt mit ihren Sozialisationseffekten. Folglich kann eine Erklärung, Prognose, ein Verstehen oder eine gezielte Veränderung sozialen Handelns nicht auf *proximate* Einflüsse (direkte Einflüsse durch die Sozialisationsbedingungen) verzichten. Wie stark *ultimate* (durch die Evolution bedingte) Einflüsse berücksichtigt werden sollten, ist im Augenblick nicht abschließend zu beurteilen. Sie zu ignorieren, scheint aber eine unangemessene Komplexitätsreduktion wissenschaftlicher Erkenntnis zu sein.

Ein *zweites* Missverständnis bezieht sich auf die Frage, wie stark das Verhalten noch durch Sozialisation veränderbar ist, wenn es genetisch determiniert ist. Sicherlich gibt es genetisch fixierte Grenzen, die nicht überschritten werden können. Die optische und akustische Wahrnehmung z.B. sind auf enge Bereiche begrenzt. Nur ein kleiner Ausschnitt der elektromagnetischen Wellen ist sichtbar und nur ein kleiner Ausschnitt der Schallwellen ist hörbar. Wir können nicht einfach fliegen wie die Vögel oder andere Tiere etc. Hier treffen wir auf Fragen der vergleichenden Verhaltensforschung, die die Unterschiede zwischen Arten thematisiert. Es gibt nun im Sozialverhalten automatische Prozesse (Bargh, 1996; Wegner & Bargh, 1998), die teilweise genetisch gebahnt sind, z. B. Nepotismus, d. h. die Bevorzugung von Gruppen und Gruppenmitgliedern, denen man sich zugehörig fühlt, oder aber die Missinterpretation von Männern, dass ein Lächeln einer Frau sexuelles Interesse ihrerseits bedeutet. Die Kenntnisse über diese automatischen Prozesse können nun aber dazu führen, dass die genetisch gebahnte Reaktionsform „außer Anwendung“ gesetzt wird und man diese Automatismen kontrollieren lernt. Ebenso kann man Umwelten so verändern, dass diese besser auf die genetischen Bedingungen passen, um ein Verhalten zu ermöglichen. So braucht man für das Überleben in Malaria verseuchten Gebieten keine vererbte Sichelzellanämie, sondern kann Medikamente nehmen. Gleichfalls kann man unter Temperaturen, die geistiges Arbeiten kaum ermöglichen, weil die Hitze viel zu groß ist, nicht nur die Kultur einer Mittagssiesta einführen, wie z. B. in Spanien, und das Arbeiten verstärkt in den Abend verlegen, sondern auch Klimaanlage einführen, wie es eher in Kalifornien der Fall ist.

Ein *drittes* Missverständnis betrifft die Frage der Optimalität genetisch determinierter Verhaltensweisen. Dienen die genetisch vorgeprägten Verhaltensweisen tatsächlich dem Ziel der inklusiven Fitness, d.h. der Anpassung an die Umwelt und der Weitergabe des eigenen Erbgutes? In diesem Zusammenhang ist schon auf die unterschiedliche Veränderungsgeschwindigkeit von biologischen und kulturellen Prozessen hingewiesen worden, so dass möglicherweise genetische Prädispositionen für eine veraltete Umwelt optimal sind, die es heute nicht mehr gibt. Ferner haben alle Optimierungsprozesse auch Nebeneffekte, die den Haupteffekt übersteigen können. So könnte die gebahnte Furcht vor Schlangen die Menschen daran hindern, überhaupt Nahrungsmittel in der Natur zu sammeln. Dann würden die Menschen nicht durch Schlangenbisse sterben, aber verhungern. Es kann also nicht darum gehen, eine spezifische Verhaltensweise genetisch durchzusetzen, ohne mögliche Konsequenzen zu berücksichtigen. Das aber lässt weitere Variationsmöglichkeiten zu, die evolutionstheoretisch sinnvoll sind, jedoch nicht mehr zu so deutlichen Variationseinschränkungen führen, dass die genetischen Einflüsse prägnant hervortreten. Schließlich stellt sich in einem *vierten* Missverständnis die Frage, ob denn wirklich die Menschen sich so verhalten, dass sie ihre genetische Reproduktion maximieren. Dieses Ziel ist sicherlich kein individuelles Motiv, das übersetzt in eine Motivation direkt das Handeln steuert. Hier verwechselt man ultimate und proximate Erklärungen. Ultimate Ursachen sind nicht in den einzelnen Personen repräsentiert, sondern stellen abstrakte über-individuelle Ziele dar, die man so verstehen kann, als würde das Geschehen im Tierreich mit der inklusiven Fitness als Ziel verlaufen. Trotzdem sollte dieses abstrakte ultimate Ziel dem besseren Verständnis sozialer Handlungen dienen, wenn man proximate Erklärungen von Sozialisationseffekten sucht. Gerade die Verbindung zwischen ultimativen und proximativen Erklärungen sozialen Handelns macht die Fruchtbarkeit einer evolutionären Position aus und lässt sozialisationstheoretische Vorstellungen präziser werden.

4. Ausgewählte Ergebnisse

Es soll in dieser Arbeit nur exemplarisch auf zusätzliche Ergebnisse aus dem Bereich der primären und der tertiären Sozialisation eingegangen werden. Der große Bereich der sekundären Sozialisation in Schule und Hochschule bleibt wegen der Vielzahl von empirischen Ergebnissen ausgeklammert. In diesem Bereich steht auch weniger die Theorie im Vordergrund als vielmehr die konkreten Ergebnisse. Hier jedoch soll der theoretische Hintergrund ins Zentrum gerückt werden.

4.1. Die Familie als Instanz der Primären Sozialisation

Bei dem Versuch, die familiäre Sozialisation komplexer zu erfassen, gehen wir wieder von der Idee aus, dass die drei Subsysteme auch im Sozialisationsprozess von Bedeutung sind. Mit dem konativen Subsystem ist *die Lage der Familie* verbunden. Sie legt den möglichen Handlungsspielraum fest. Darunter sind sowohl ökologische Anteile, wie z. B. Stadt – Land, Nachbarschaft, Wohnung, Familiengröße etc., zu verstehen als auch z. T. damit gekoppelte ökonomische Bedingungen. Hierdurch wird der „objektive“ Handlungsrahmen der Familie bestimmt (Kuczynski, Marshall & Schell, 1997).

Als nächstes kommt *die Erziehungsorientierung* zum Tragen. Sie erfasst die kognitive Repräsentation der familiären Vorstellungen über Erziehungsziele und Erziehungsmittel.

Schließlich erfasst drittens das affektive Subsystem *die Beziehung zwischen Eltern und Kindern*. Es wird entsprechend der sozialen Motivation in zwei Unteraspekte aufgeteilt: die „Anregung“ durch die Eltern und die „Ausnutzung“ durch die Kinder. Diese beiden

Binnenstruktur-Variablen stellen den aktiven Teil des Sozialisationsgeschehens dar, der wesentlich durch emotionale Inhalte als „Ausnutzung“ bestimmt wird. Dabei hängt die aktive Übernahme im Sozialisationsprozess von der Grenzziehung des Sozialisanden als Individualsystem ab (Grusec & Goodnow, 1994).

Damit wird der familiäre Sozialisationsprozess als Zusammenspiel der drei Teilsysteme als Elemente des Mikrosystems begriffen. Zudem übernehmen wir die Vorstellung parallel geschalteter Teilsysteme (Treuheit, 1978), so dass sich folgende Vorhersage für einen Sozialisationseffekt ergibt:

primärer Sozialisationseffekt = Familienlage + Familienorientierung + Anregung mal Ausnutzung.

Das ist erst ein sehr grobes Raster, und es gibt kaum Daten, anhand deren sich eine derartige Verknüpfung überprüfen lässt (Vaskovics, 1997).

Wir werden deshalb exemplarisch Studien betrachten, die die einzelnen Teilsysteme und deren Wirkung näher beschreiben. Beginnen wir mit der *Familienlage* als erstem Element des sozialisierenden Mikrosystems.

In einer Studie von Strohmeier und Herlth (1981) geht es um sozialökologische Faktoren und deren Wirkung auf die sprachliche Förderung von Kindern. Ausgangspunkt für die Ermittlung von Handlungsspielräumen in 18 Wohnquartieren waren 31 Merkmale, z. B. der Prozentsatz an Kindern unter 5 Jahren, der an Arbeitern unter den Erwerbstätigen, der erwerbstätiger Frauen etc. Diese Quartiermerkmale führten zu zwei Faktoren: der „sozioökonomischen Lage“ und dem „Familienstatus“. Die erste Dimension erfasst die Schul- und Berufsbildung in den Wohnquartieren; es handelt sich hier um die klassische Unterteilung in Mittel- und Unterschichtmilieu als Extrempunkte. Die zweite Dimension erfasst die Anzahl der kinderreichen Familien gegenüber dem Anteil alter Menschen und beschreibt die Altershomogenisierung von Quartieren; einerseits gibt es Neubaugebiete mit jungen Familien und andererseits Altbaustadtteile mit entsprechend überalterter Bevölkerung. Mit diesen beiden Dimensionen lassen sich die Quartiere – Wohnviertel in Bielefeld, Münster und Gelsenkirchen – gut charakterisieren.

In diesem Zusammenhang sind folgende Einzelergebnisse bezüglich der Lesefrequenz interessant:

1. Die Mittelschichtfamilien in vorwiegend Unterschichtquartieren lesen weniger als Unterschichtangehörige in „besseren“ Quartieren.
2. Der Unterschied zwischen den Schichten in unterschiedlich zusammengesetzten Quartieren bleibt in der Lesefrequenz beinahe konstant.
3. Die Mittelschicht zeigt einen „ceiling“- oder Deckeneffekt (eine obere Grenze), wenn sie nicht mehr in der Minderheit ist.
4. Die Unterschicht reduziert ihre Lesefrequenz wieder, wenn die Mittelschicht in der Mehrheit ist.

Hieran wird die Normierung des Handlungsspielraumes durch die sozialökologische Umwelt erkennbar. Wichtig ist auch die Erkenntnis, dass Unterschichtfamilien dann, wenn sie in ihrem Quartier in der Minderheit sind, ein gewisses Ausmaß an Ablehnung gegenüber der Majoritätsnorm der Mittelschicht erkennen lassen. Sie folgen der Mittelschichtsnorm weniger als Unterschichtfamilien, die in einem gemischten Quartier mit gleicher Anzahl von Unter- und Mittelschichtfamilien leben. In diesen Fällen wird eine verstärkte Grenzziehung vorgenommen, weil die Mittelschichtfamilien die Identität der Mitglieder von Unterschichtfamilien bedrohen. Auch für den Besitz von Kinderbüchern gibt es ähnliche Effekte.

Betrachtet man die Anzahl der Hochbegabten in einem Wohngebiet als einen weiteren Sozialisationseffekt, so zeigt sich für die kalifornische Stadt San Diego eine relativ hohe

Korrelation von $r = 0.86$ zwischen dem durchschnittlichen Hauspreis als Indikator für die Wohngegend und dem Prozentsatz an (per Leistungstests identifizierten) hochbegabten Schülern. (Es wurden ausschließlich Schüler öffentlicher Schulen in 19 Stadtbezirken untersucht.)

Auch hier ist die Wohngegend in Verbindung mit der familiären Sozialisation und der entsprechenden Schule von großer Bedeutung für die Entwicklung des Kindes. Die *Familienlage*, die den Handlungsspielraum in gewissem Ausmaß festlegt, ist also zweifellos für die Beschreibung der Sozialisationseffekte wichtig. An Einflussgrößen sind die in der Lebenswelt herrschenden Durchschnittsnormen aus der Makrostruktur, der Schichtzugehörigkeit und der Mesostruktur des Wohnquartiers festzuhalten.

Vor diesem Hintergrund entwickeln dann die einzelnen Familien ihre eigenen Handlungsweisen, die sich aber immer an der Durchschnittsnorm – gebildet aus Schicht und Lebenswelt – orientieren (Bornstein, 1995).

Als nächstes Teilsystem ist die *Familienorientierung* als kognitive Repräsentation von Erziehungszielen zu untersuchen. Es zeigt sich tatsächlich, dass in der Kindererziehung zumindest in den letzten Jahrzehnten ein Orientierungswandel stattgefunden hat (Bronfenbrenner, 1965, 1995; Hoff & Grüneisen, 1978). Im Vergleich zur Zeit am Ende des Zweiten Weltkrieges hat die individuelle Autonomie des Kindes in kognitiver Hinsicht erheblich, wenngleich in den einzelnen Schichten unterschiedlich, zugenommen (Schendl-Mayrhuber, 1978). Übereinstimmung zwischen früher und heute herrscht vor allem in den drei bedeutendsten Zielen: berufliche Tüchtigkeit, Selbstständigkeit und Intelligenz (Adams, 1998).

Versucht man jetzt, die Wichtigkeit der Erziehungsorientierung differenzierter zu erfassen und ihre Umsetzung in *Konfliktsituationen* am Erziehungs Handeln zu messen, dann kann man die Frage beantworten, ob sich nur ein kognitiver Wandel vollzogen oder aber dieser Wandel bereits zu einer Veränderung im Erziehungsgeschehen geführt hat (Schneewind, 1999). Zur Überprüfung dieses Zusammenhanges wurden 33 Erziehungsorientierungen in ihrer allgemeinen Wichtigkeit beurteilt. Als wichtigste erschienen, dass „Kinder ehrlich sind“ (1. Rangplatz), „gehorsam“ (2. Rangplatz), „sich selbst beherrschen“ (3. Rangplatz). Korreliert man die beiden Rangreihen aus der kognitiven Wichtigkeit und der Häufigkeit der Nennung in Konfliktsituationen, so ergibt sich eine Rangkorrelation von nur $r = 0.21$.

Noch unklar ist aber die gemeinsame Wirkung der drei Teilsysteme bei der Herbeiführung beobachtbarer Sozialisationseffekte durch das Gesamtsystem Familie. Das liegt vor allem daran, dass die drei Aspekte gemeinsam nur selten in einer Untersuchung berücksichtigt werden. Eine Ausnahme ist Bertrams (1978) Untersuchung zur moralischen Entwicklung. Als *abhängige* Variable werden die Ausprägungen in vier moralischen Haltungen gemessen unter der Annahme, dass jede Person alle vier in unterschiedlichem Ausmaß besitzt: „autonom-flexibel“ (post-konventionell), „solidarisch“ (konventionell), „rigide“ (prä-konventionell) und „konformistisch“ (konventionell).

Die *Familienlage* als Variable der Lebenswelt wird durch die Arbeitsbedingungen und die Wohngegend erfasst.

Die *Familienorientierung* wird als Einstellung zur moralischen Erziehung erfasst, und zwar auf einem Fragebogen, der im Wesentlichen die kognitive Komponente beschreibt.

Die beiden Variablen „Anregung“ und „Ausnutzung“ als Größen des *Familienklimas* werden über einen Faktor der „Erreichbarkeit und Verständlichkeit“ sowie einen der „Emotionalen Konsistenz“ als Beziehungsgröße gemessen.

Das moralische Urteil als Sozialisationseffekt wurde mit Hilfe von zehn Geschichten nach dem Verfahren von Kemmler et al. (1970) gemessen. Die Untersuchung selbst basiert auf 195 Eltern-Kind-Triaden. Konzentrieren wir uns bei der Vorhersage des moralischen Urteils auf die drei Teilsysteme, so ergibt sich folgendes Bild der determinierten Varianz:

Tabelle 1: Varianzprozentsätze der Prädiktoren bei der Vorhersage des moralischen Urteils

Teilsysteme				
moralisches Urteil	Familienlage	Familienorientierung	Familienklima	Gesamtvarianz
autonom-flexibel (post-konventionell)	1	12	24	37
solidarisch (konventionell)	3	4	28	35
rigide (prä-konventionell)	8	3	25	36
konformistisch (konventionell)	8	5	28	41

Bemerkenswert ist der große Einfluss des Familienklimas (Anregung und Ausnutzung) auf das moralische Urteil des Kindes. Ferner kommt offenbar der kognitive Einfluss beim autonom-flexiblen Urteil wesentlich zum Tragen. Die Familienlage erhält bei „niedrigeren“ Stufen des moralischen Urteils ein höheres Gewicht. Denkbar ist, dass die größere Abhängigkeit von der Lebensumwelt durch die Abnahme des Einflusses der Familienorientierung als kognitive Größe entsteht.

Die insgesamt zufrieden stellende Prognose bedeutet, dass sich die drei Teilsysteme als Rahmenkonzept für die Familiensozialisation in diesem Bereich gut bewährt haben. Denkbar ist, dass analoge Konzepte auf dem Meso- und dem Makroniveau ebenfalls entwickelt werden können.

4.2 Das Geschlecht als Merkmal der Tertiären Sozialisation

Schon aus der eigenen Alltagserfahrung ist abzuleiten, dass das Geschlecht in Gesellschaften eine differenzierende Variable ist, die unterschiedliche Lebenswelten zur Folge hat (Deaux & LaFrance, 1998). Eine Komplexitätsreduktion (Kategorisierung) über diesen Makroparameter bietet sich an, da die Unterschiede genetisch bedingt und an sekundären Geschlechtsmerkmalen sichtbar sind. Man kann leicht mit diesen sekundären Merkmalen soziale Kategorisierungen verbinden (Wood & Eagly, 2002).

Diese nach dem Geschlecht eingeteilte Gruppierung der Systemträger ist zum einen aus der Geschichtsschreibung bekannt: Die Frau wird im Gegensatz zum Mann schon in der griechischen, römischen und mittelalterlichen Geschichtsschreibung als minderwertig und Ärger verursachend oder als bloßes Liebesobjekt dargestellt (Hunter, 1976). Zum anderen gilt diese Einteilung auch für heutige Kulturen: So fanden Barry, Bacon und Child (1957) bei einem Vergleich von 110 Kulturen, dass Mädchen in 82% der Fälle als pflegeorientiert („nurturant“), Jungen dagegen in 87% der Fälle als leistungsmotivierter und in 85% als mehr selbstbezogen angesehen werden (Brandstätter et al., 1992).

Diese Stereotypen stellen noch heute grundlegende Alltagskonzepte dar, wie z. B. die Androgynieforschung (Bem, 1979; Locksley & Colten, 1979; Pedhazur & Tetenbaum, 1979; Spence & Helmreich, 1979) und die Forschung zum Polaritätsprofil (Koch et al., 1980) zeigen. Die Forschung zur Selbstbeschreibung (Pedhazur & Tetenbaum, 1979; Baumeister,

1998) und die zur Analyse von Konnotationen (Hofstätter, 1963; Koch et al., 1980) weisen gleichzeitig auf eine zweidimensionale Begriffsbildung hin, d. h., Männlichkeit und Weiblichkeit sind zwei unabhängige Dimensionen. Das Resultat dieser Unabhängigkeit ist, dass Idealpersonen zu gleichen Anteilen weibliche *und* männliche Aspekte besitzen sollen. Deutlich wird mit dieser Betrachtung auch, dass das Geschlecht als biologische Disposition nicht die sozialisationstheoretisch relevante Variable ist, sondern die Geschlechtsrolle, also nicht „sex“, sondern „gender“ wird zum Untersuchungsgegenstand in der Sozialisationsforschung (Deaux & Major, 1987; Stewart & McDermott, 2004). Die Männlichkeitsdimension ist dabei positiv mit *Intelligenz* und negativ mit *Erschöpfung* verbunden, die Weiblichkeitsdimension positiv mit *Liebe* und *Gemüt* sowie negativ mit *Hass* (Koch et al., 1980). Gewonnen wurden diese beiden Dimensionen mit Hilfe des Polaritätsprofils, indem die Konnotationen zu einer großen Zahl von Begriffen (Vater, Mutter, Schaden, Triebhaftigkeit, ...) auf 25 adjektivischen Gegensatzpaaren (weich-hart; stark-schwach, gesund-krank, ...) eingeschätzt worden sind. Diese mittleren Einschätzungen der Begriffe auf diesen 25 Polaritäten wurden dann korreliert. Es ergaben sich zwei Hauptfaktoren (Männlichkeit und Weiblichkeit). In diesen Ergebnissen sind die Inhalte einer gesellschaftlich vorformulierten *Geschlechtsorientierung* repräsentiert.

Diese vor allem als Makrokonzept existierende Begriffsbildung hat natürlich auch Auswirkungen im *konativen* Bereich (*Geschlechtslage*). Whiting und Edwards (1976) haben das geschlechtsspezifische Verhalten 3- bis 11-jähriger Kinder anhand der Arbeiten untersucht, die diesen im Alltag zugeteilt wurden. Selbst in so unterschiedlichen Kulturkreisen wie Ostafrika, Indien, Mexiko, USA und den Philippinen differierten die Lebenswelten bereits zu diesem Zeitpunkt in bezug auf die auszuführenden Tätigkeiten erheblich. Aber auch im Labor, ohne die traditionell vorgeformten Lebenswelten, lässt sich nachweisen, dass Mütter mit angeblich „männlichen“ fremden Säuglingen von 6 Monaten mehr zu grobmotorischen Bewegungen neigen als bei angeblich „weiblichen“ (Smith & Lloyd, 1978).

Diese Geschlechtsvariable als unabhängiger Makroparameter führt auch im *affektiven* Subsystem (Anregung mal Ausnutzung) zu stereotypen Unterschieden zwischen Männern und Frauen. Die Mädchen werden vor allem auf emotionale Expressivität hin erzogen, die Jungen eher auf Entemotionalisierung (Lewis, 1972; Wood & Eagly, 2002).

Diese Differenzierung gilt aber nicht für die Sexualität. Hier verhält es sich gerade umgekehrt: Die Masturbationsrate und die Orgasmushäufigkeit sind bei männlichen Jugendlichen bzw. Männern sehr viel höher als bei Frauen (Fransella & Frost, 1977; Schmidt & Sigusch, 1971; Clement, 1986; Schmidt & Strauß, 1998). Die getrennte Orientierung des Subsystems nach Liebe ohne Sex (für Frauensozialisation) bzw. nach Sex ohne Liebe (für Männersozialisation) bereitet vielen Ehepaaren erhebliche Schwierigkeiten (Baumeister, 2000; Lenz, 2004). In den letzten Jahren hat sich auch hier einiges verändert, wenn man eine studentische Population heranzieht. In einer Stichprobe aus dem Jahre 1996 haben Frauen eine höhere Koitusrate als Männer. Auch ist das Alter der Frau beim ersten Koitus geringer als das von männlichen Studierenden. Ferner haben sich Männer und Frauen bezogen auf diese Stichprobe bei dem Alter der ersten Masturbation und der Masturbationshäufigkeit angenähert. Es hat also eine gewisse Angleichung der Geschlechter auf dem Gebiet der Sexualität stattgefunden zwischen den Jahren 1966 auf 1981 und dann 1996 (Schmidt & Strauß, 1998). Die Hauptveränderungen waren in den ersten 15 Jahren, in dem zweiten Zeitraum sind die Einstellungen und Verhaltensweisen kaum noch verändert worden. Sexuelle Treue hat sogar wieder zugenommen und man scheint deutlicher eine serielle Monogamie zu pflegen als noch in den achtziger Jahren (Schmidt & Strauß, 1998).

Schließlich zeigt sich im *kognitiven* System (Intelligenz) der bekannte Unterschied zwischen Jungen und Mädchen: Im sprachlichen Bereich sind die Ergebnisse der Mädchen besser und bei den rechnerischen Fähigkeiten die der Jungen (Maccoby & Jacklin, 1974; Baumert et al.,

2001), wobei diese Unterschiede in den unterschiedlichen Ländern verschieden groß sind und mit unterschiedlichen Verfahren mehr oder weniger deutlich hervortreten (Baumert et al., 1997).

Diese aufgrund generalisierter Vorstellungen an die Sozialisanden herangetragenen Erwartungen manifestieren sich auch im Selbstkonzept (Baumert et al., 2001). Das Selbstkonzept scheint ein Kompromiss zwischen dem Geschlechtsrollenideal und dem Geschlechtsstereotyp zu sein (Elman et al., 1970). Wie das Polaritätsprofil erweist, vereinigt die Idealperson in ihrem Selbstkonzept beide Geschlechtsrollenidealbilder bzw. auch beide Geschlechtsstereotype. Nur sind die Stereotype unabhängig voneinander, wohingegen die Geschlechtsideale erheblich untereinander korrelieren.

Zum besseren Verständnis der Wirkung des Makroparameters Geschlecht bedarf es wiederum einer theoretischen Aufarbeitung der Hintergrundvariablen (Baumeister, 2000). Werden die theoretischen Annahmen übertragen, so muss es einen Parameter in Analogie zur *Geschlechtsslage* geben, die sich auf die „objektive“ Lebenslage bezieht, z. B. auf die Tatsache, dass Frauen die Mutterrolle übernehmen (Russo, 1976), für dieselbe Berufstätigkeit geringer bezahlt werden und bestimmte Berufe bevorzugen (Chesler & Goodman, 1976). Vergleichbare Handlungseinschränkungen sind auch im alltäglichen Umgang zwischen Männern und Frauen zu beobachten. Die Frau kann z. B. nicht ebenso aktiv um den Mann werben wie umgekehrt, weil diese Handlungsform für sie untypisch wäre.

Mit diesem Teilsystem werden also die Grenzen für die Geschlechter im Handlungsbereich gezogen, einmal durch explizite Normen und Regeln (Zellman, 1976) und zum anderen implizit durch die Handlungen anderer, ohne dass die Regeln deutlich sind, z. B. in nonverbalen Interaktionen (Frieze & Ramsey, 1976; Stewart & Dermott, 2004).

Die *Geschlechtsorientierung* stellt die Größe des zweiten Teilsystems dar, welche die kognitive Übernahme der Rollenerwartungen und Stereotype beschreibt. Sie kann besonders ausgeprägt sein und zu differenzierten Erwartungen führen oder aber abgeschwächt und eine größere Rollendistanz implizieren.

Schließlich beeinflusst aus der Makroperspektive auch das affektive Subsystem die Handlungen. Dieses Teilsystem wird wiederum für spezifische Handlungen durch einen situativen *Aufforderungscharakter* (Anregung) gekennzeichnet, wobei dieser benutzt, unbestimmt bleiben oder abgelehnt werden kann. Auch hier wird wieder eine multiplikative Verknüpfung zwischen Ausnutzung und Anregung festgelegt und durch die Ergebnisse plausibel gemacht. So zeigen z. B. Personen mit eindeutiger Geschlechtsrollenidentifikation eine deutlichere Unterscheidung bei der Wahrnehmung von männlichen und weiblichen Schauspielern (Deaux & Major, 1977), d. h., die Ausnutzung der Anregung einerseits steht in Verbindung mit der kognitiven Geschlechtsorientierung andererseits. Das deutet darauf hin, dass hier zwischen den Teilsystemen ein Zusammenhang besteht. Aus diesen Annahmen ergibt sich folgende theoretische Integration:

Geschlechtsspezifischer Sozialisationseffekt =

Geschlechtsslage + Geschlechtsorientierung + Anregung mal Ausnutzung.

Es ist nun sehr schwierig, Daten zu finden, die diese unterschiedlichen Parameter beschreiben und zu einem Handlungsergebnis als beobachtbarer Sozialisationseffekt in Beziehung setzen. Es gibt ein Experiment, das eine ausreichend komplexe Erklärung durch den Makroparameter Geschlecht vorschlägt (Callahan-Levy & Messé, 1979). Als abhängige Variable wurde die durchschnittliche Bezahlung für ein psychologisches Experiment untersucht, wobei der Geldbetrag innerhalb eines vorgegebenen Bereiches selbst bestimmt werden konnte. Da man aufgrund der Geschlechtsslage allgemein davon ausgehen kann, dass Männer besser bezahlt werden als Frauen, sollten sich die *weiblichen* Versuchspersonen auch weniger Geld zugestehen als die Männer. Ferner sollte die Geschlechtsorientierung mit dem Alter ansteigen, so dass der Unterschied zwischen der durchschnittlichen Selbstbezahlung von Jungen und

Mädchen in den ersten Klassen gering sein und dann über die vierte und siebte zur zehnten Klasse zunehmen müsste. In den zehnten Klassen sollte dann die Geschlechtsorientierung einen Wert erreicht haben, der kaum noch zunimmt (dies haben z. B. Adams & Jones [1983] belegt). Wie man in der folgenden Tabelle sehen kann, ist die Abnahme nicht kontinuierlich, entspricht aber in etwa der Vorhersage.

Tabelle 2: Durchschnittliche selbstbestimmte Bezahlung der Mädchen, bezogen auf die der Jungen, für einzelne Klassenstufen.

	Klassenstufen			
	1	4	7	10
Selbstbezahlung:	0.66	0.69	0.57	0.22

Schließlich sollte noch der Aufforderungscharakter (Anregung) der Situation von Bedeutung sein. Da es sich hierbei um eine „Berufssituation mit Entlohnung“ handelt, sollte die Bevorzugung von Berufen mit dem Ausmaß der Selbstbezahlung korrelieren, d. h., wenn eher weibliche Berufe gewählt werden, sollte die Selbstbezahlung geringer sein, weil die Unterbezahlung der Geschlechtslage entspricht.

Tatsächlich beträgt die Korrelation für Mädchen $r = 0.66$ und für Jungen $r = 0.24$. Erklären lässt sich dieser Unterschied dadurch, dass die Streuung der Berufswahl bei den Jungen nur sehr gering zu sein scheint, weil der Mittelwert theoretisch kaum höher sein kann als empirisch beobachtet. (Die Streuungen sind nicht publiziert.) Theoretisch bedeutet dieses Ergebnis, dass die Situation interindividuell für die Jungen kognitiv homogener strukturiert war als für die Mädchen.

5. Resümee

Das Gebiet der Sozialisation und seine theoretische Durchdringung sind bisher nur in Ansätzen aufgearbeitet worden. Das ist bei der Komplexität dieses Gebietes, bei der Verschiedenheit der Disziplinen, die sich damit beschäftigen, und der methodischen Schwierigkeiten nicht verwunderlich. Das Ziel dieses Beitrages konnte deshalb vor allem nur darin liegen, a) einen komplexen Begriff zu erarbeiten, b) ausgewählte Ansätze darzustellen, c) ein theoretisches Rahmenkonzept zu entwickeln und d) dieses exemplarisch auf komplexe Daten anzuwenden. Über diese erweiterte Sichtweise kann man sich jetzt soziale Prozesse auf diesem Gebiet verständlich machen. Ebenso kann man sich seine eigenen Entwicklungen zu erklären versuchen, wenn man das Rahmenkonzept auf sich selber anwendet. Wichtig sind auch die Grenzen und Möglichkeiten bei der Sozialisation zu erkennen, wenn man das Zusammenspiel zwischen Evolution und Kultur betrachtet. Aber auch der Anteil an Individuierung ist nicht zu unterschätzen. Wir sind nicht nur Opfer unserer Sozialisationsagenten, sondern wir können in einem gewissen Umfang Angebote ignorieren oder ein gegenteiliges Verhalten zeigen. Welche sozialen Systeme letztlich für beobachtbare Sozialisationseffekte verantwortlich sind, hängt von dem konkreten Verhalten ab, das betrachtet wird. Deutlich geworden ist aber, dass nur auf dem Hintergrund komplexer Datensätze, die auch eine zeitliche Entwicklung erfassen, ein theoretisches Modell der Sozialisation überprüft werden kann. Hieran mangelt es bisher noch, auch weil ein entsprechendes Rahmenkonzept bisher nicht den Anspruch an solche Daten erzeugt hat. Wir

haben viele Einzelkenntnisse erworben, die manche Prozesse durchschaubarer machen, aber, wie in vielen Bereichen, steht die umfassendere Theorienbildung erst am Anfang.

6. Literaturverzeichnis

6.1 Referenzliteratur

- Grundmann, M. & Lüscher, K. (Hrsg.). (2000). *Sozialökologische Sozialisationsforschung*. Konstanz: UVK.
- Hurrelmann, K. (2002). *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K. & Ulich, D. (Hrsg.). (1991). *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz.
- Schneewind, K. A. (Hrsg.). (1994). *Psychologie der Erziehung und Sozialisation. Enzyklopädie der Psychologie*. DI,1. Göttingen: Hogrefe.
- Witte, E.H. (1994², in Vorbereitung). *Lehrbuch Sozialpsychologie*. Weinheim: PVU-Beltz. (Lengerich: Pabst).

6.2 Zitierte Literatur

- Aberle, D. F. (1961). Culture and socialisation. In F. L. K. Hsu (Ed.), *Psychological anthropology*. Homewood: Dorsey.
- Adams, B. N. (1998). *The family: A sociological interpretation*. New York: Harcourt Brace.
- Adams, G. R. & Jones, R. M. (1983). Female adolescents' identity development: Age comparisons and perceived child-rearing experience. *Developmental Psychology*, 19, 249-256.
- Asendorpf, J. B. & Banse, R. (2000). *Psychologie der Beziehung*. Bern: Huber.
- Bargh, J. A. (1996). Automaticity in social psychology. In E. T. Higgins & A. W. Kruglanski (Eds.), *Social Psychology. Handbook of basic principles* (pp.169-183). New York: Guilford Press.
- Barry, H., Bacon, M. K., & Child I. L. (1957). A cross-cultural survey of some sex differences in socialization. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 55, 327-332.
- Bartholomew, D. J. (1990). Avoidance of intimacy: An attachment perspective. *Journal of Social and Personal Relationships*, 7, 147-178.
- Basler, H. B. (1978). Internale vs. externale Kontrolle und Gesundheitsverhalten. *Medizinische Psychologie*, 4, 231-232.
- Baumeister, R. F. (1998). The Self. In D. T. Gilbert, S. T. Fiske & G. Lindzey (Eds.), *The handbook of social psychology* (Vol. 1, pp.680-740). Boston: McGraw-Hill.
- Baumeister, R. F. (2000). Gender differences in erotic plasticity. The female sex drive as socially flexible and responsive. *Psychological Bulletin*, 126, 347-374.
- Baumert, J. et al. (1997). *TIMSS – Mathematisch-naturwissenschaftlicher Unterricht im internationalen Vergleich. Deskriptive Befunde*. Opladen: Leske & Budrich.
- Baumert, J. et al. (2001). *PISA 2000*. Opladen: Leske & Budrich.
- Bem, S. L. (1979). Theory and measurement of androgyny. A reply to the Pedhazur-Tetenbaum and Locksley-Colten critiques. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1047-1054.
- Bertram, H. (1978). *Gesellschaft, Familie und moralisches Urteil*. Weinheim: Beltz.
- Bierhoff, H. W. & Grau, I. (1999). *Romantische Beziehungen – Bindung, Liebe, Partnerschaft*. Bern: Huber.

- Bornstein, M. H. (Ed.). (1995). *Handbook of parenting*. Mahwah: Erlbaum.
- Brandstätter, H. et al. (1992). Gefühle im Alltag – berichtet von Frauen und Männern. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 23, 64-76.
- Bronfenbrenner, U. (1965). Wandel der amerikanischen Kindererziehung. In L. v. Friedeburg (Hrsg.), *Jugend in der modernen Gesellschaft*. Köln: Kiepenheuer.
- Bronfenbrenner, U. (1995). Developmental ecology through space and time: a future perspective. In P. Moen et al. (Eds.), *Examining lives in context* (pp. 619-648). Washington, D.C.: APA.
- Broom, L. & Selznick, P. (1963). *Sociology*. New York: Harper.
- Buss, D. M. (1999). *Evolutionary Psychology*. Boston: Allyn & Bacon.
- Callahan-Levy, C. M. & Messé, L. A. (1979). Sex differences in the allocation of pay. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 433-446.
- Caporael, L. R. (2001). Evolutionary Psychology: Toward a unifying theory and a hybrid science. *Annual Review of Psychology*, 52, 607-628.
- Caporael, L. R. & Baron, R. M. (1997). Groups as the mind's natural environment. In J. A. Simpson & D. T. Kenrick (Eds.), *Evolutionary Social Psychology* (317-343). Mahwah, N. J.: Erlbaum.
- Cavalli-Sforza, L. L. & Feldman, M. W. (1981). *Cultural transmission and evolution: A quantitative approach*. Princeton: Princeton University Press.
- Chesler, P. & Goodman, H. J. (1976). *Women, money and power*. New York: Morrow.
- Clement, U. (1986). *Sexualität im sozialen Wandel*. Stuttgart: Enke.
- Cronbach, L. J. (1963³). *Educational psychology*. New York: Harcourt.
- Deaux, K. & LaFrance, M. (1998). Gender. In D. T. Gilbert, S. T. Fiske & G. Lindzey (Eds.), *Handbook of Social Psychology* (Vol. I, pp. 788-827). Boston, M.: McGraw-Hill.
- Deaux, K. & Major, B. (1977). Sex-related patterns in the unit of the perception. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 3, 297-300.
- Deaux, K. & Major, B. (1987). Putting gender into context: An interactive model of gender-related behavior. *Psychological Review*, 94, 369-389.
- Doll, J., Mentz, M. & Witte, E. H. (1995). Zur Theorie der vier Bindungsstile: Messprobleme und Korrelate dreier integrierter Verhaltenssysteme. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 26, 148-159.
- Elman, J. et al. (1970). Sex roles and self concepts: Real and ideal. *Proceedings of the Annual Convention of the American Psychological Association*, 5, 455-456.
- Fo, W. S. O. & O'Donnell, C. R. (1975). The buddy system: Effect of community intervention on delinquent offenses. *Behavior Therapy*, 6, 522-524.
- Fransella, F. & Frost, K. (1977). *On being a woman. A review of research how women see themselves*. London: Tavistock.
- Frey, D. & Jonas, E. (2002). Die Theorie der kognizierten Kontrolle. In D. Frey & M. Irle (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie* (Band III, pp. 13-50). Bern: Huber.
- Frieze, I. H. & Ramsey, S. J. (1976). Nonverbal maintenance of traditional sex roles. *Journal of Social Issues*, 32, 133-141.
- Gerard, R. W. et al. (1956). Biological and cultural evolution. Some analogies and explorations. *Behavioral Science*, 1, 6-34.
- Gregson, R. A. M. (1983). *Time series in psychology*. Hillsdale: Erlbaum.
- Grusec, J. E. & Goodnow, J. J. (1994). Impact of parental discipline methods on the child's internalization of values: A reconceptualization of current points of view. *Developmental Psychology*, 30, 4-19.
- Hoff, E.-H. & Grüneisen, V. (1978). Arbeitserfahrungen, Erziehungseinstellungen und Erziehungsverhalten von Eltern. In K. A. Schneewind & H. Lukesch (Hrsg.), *Familiäre Sozialisation*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hofstätter, P. R. (1963). *Einführung in die Sozialpsychologie*. Stuttgart: Kröner.

- Hunter, J. E. (1976). Images of woman. *Journal of Social Issues*, 32, 7-17.
- Hurrelmann, K. (2002). *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K. & Ulich, D. (Hrsg.). (1998). *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz.
- Jones, E. E. & Gerard, H. B. (1967). *Foundations of social psychology*. New York: Wiley.
- Jonson-Reid, M. (2002). Exploring the relationship between child welfare intervention and juvenile corrections involvement. *American Journal of Orthopsychiatry*, 72, 559-576.
- Kaiser, G. (1977). *Jugendkriminalität*. Weinheim: Beltz.
- Kemmler, L. et al. (1970). Gruppenanwendung von „Piaget“-Geschichten zum moralischen Urteil bei acht- bis neunjährigen Jungen im Vergleich mit einigen anderen Variablen. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 2, 113-124.
- Kenrick, D. T., Li, N. P. & Butner, J. (2003). Dynamical evolutionary psychology. Individual decision rules and emergent social norms. *Psychological Review*, 110, 3-28.
- Koch, U., Balck, F. & Demoulin, G. (1980). Die Struktur des semantischen Raumes in Abhängigkeit von Geschlecht, Alter und sozialer Schicht. In E. H. Witte (Hrsg.), *Beiträge zur Sozialpsychologie. Festschrift für Peter R. Hofstätter*. Weinheim: Beltz.
- Kuczynski, L., Marshall, S. & Schell, K. (1997). Value socialization in a bidirectional context. In J. E. Grusec & L. Kuczynski (Eds.), *Parenting and children's internalization of values* (pp. 23-50). New York: Wiley.
- Lenz, I. (Hrsg.). (2004). *Reflexive Körper? Zur Modernisierung von Sexualität und Reproduktion*. Opladen: Leske & Budrich.
- Lewis, M. (1972). Parents and children: Sex development. *School Review*, 80, 229-240.
- Locksley, A. & Colten, M. E. (1979). Psychological androgyny: A case of mistaken identity? *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1017-1031.
- Lösel, F. & Bliesener, T. (2003). *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen – Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen*. Neuwied: Luchterhand.
- Maccoby, E. E. & Jacklin, C. N. (1974). *The psychological sex differences*. Stanford: Stanford University Press.
- Marshall, G. N. (1991). A multidimensional analysis of internal health locus of control beliefs. Separating the Wheat From the Chaff? *Journal of Personality and Social Psychology*, 61, 483-491.
- McGuire, J. (Ed.). (1995). *What works: Reducing reoffending*. Chichester: Wiley.
- Opp, K.-D. (1974). *Abweichendes Verhalten und Gesellschaftsstruktur*. Neuwied: Luchterhand.
- Pedhazur, E. J. & Tetenbaum, T. J. (1979). Bem Sex role inventory: A theoretical and methodological critique. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 996-1016.
- Rashevsky, N. (1948). *Mathematical biophysics* (2nd ed.). Chicago: University of Chicago Press.
- Reinhardt, A. & Staudt, K. (1979). *Frühkriminalität und Persönlichkeitsstruktur*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Hamburg.
- Rommelfanger, H. (1977). *Differenzen- und Differentialgleichungen*. Mannheim: B.I.-Verlag.
- Rotter, J. B. (1954). *Social learning and clinical psychology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Rotter, J. B. (1966). Generalized expectancies for internal versus external control of reinforcement. *Psychological Monographs*, 80, Whole No. 609.
- Rotter, J. B. (1982). *The development and application of social learning theory*. New York: Holt, Rinehart & Winston.

- Rubington, E. & Weinberg, M. (1996). *The Study of Social Problems - Seven Perspectives*. Oxford: Oxford University Press.
- Russo, N. F. (1976). The motherhood mandate. *Journal of Social Issues*, 32, 143-154.
- Schendl-Mayrhuber, M. (1978). Der Einfluß der Schichtzugehörigkeit auf die Bildung von Erziehungseinstellungen und Erziehungszielen. In K. A. Schneewind & H. Lukesch (Hrsg.), *Familiäre Sozialisation*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmerl, C. (1978). *Sozialisation und Persönlichkeit*. Stuttgart: Enke.
- Schmidt, G. & Sigusch, N. (1971). *Arbeiter-Sexualität*. Neuwied: Luchterhand.
- Schmidt, G. & Strauß, B. (Hrsg.). (1998). *Sexualität und Spätmoderne*. Stuttgart: Enke.
- Schneewind, K. A. (1999) *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schur, E. M. (1973). *Labeling deviant behavior: Its sociological implications*. New York: Harper.
- Sherman, S. J. (1973). Internal-external control and its relationship to attitude change under different social influence techniques. *Journal of Personality and Social Psychology*, 23, 23-29.
- Smith, C. & Lloyd, B. (1978). Maternal behavior and perceived sex of infant: Revisited. *Child Development*, 49, 1263-1265.
- Spence, J. T. & Helmreich, R. L. (1979). The many faces of androgyny: A reply to Locksley and Colten. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1032-1046.
- Stewart, A. J. & McDermott, C. (2004). Gender in Psychology. *Annual Review of Psychology*, 55, 519-544
- Strickland, B. R. (1970). Individual differences in verbal conditioning, extinction and awareness. *Journal of Personality*, 38, 364-378.
- Strickland, B. R. (1977). Internal-external control of reinforcement. In T. Blass (Ed.), *Personality variables in social behavior*. Hillsdale: Erlbaum.
- Strohmeier, K. P. & Herlth, A. (1981). Sozialräumliche Bedingungen familialer Sozialisation. Eine vergleichende Untersuchung von Wohnquartieren in Bielefeld, Gelsenkirchen und Münster. In H. Walter (Hrsg.), *Region und Sozialisation*. Stuttgart: Frommann-Holzboog.
- Tolman, E. C. (1932). *Purposive behavior in animals and men*. New York: The Century.
- Treuheit, L. J. (1978). Mathematische Systemtheorie für Sozialwissenschaftler. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 9, 19-36.
- Vaskovics, L. A. (1997). *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske & Budrich.
- Wegner, D. M. & Bargh, J. A. (1998). Control and automaticity in social life. In D. T. Gilbert, S. T. Fiske & G. Lindzey (Eds.), *Handbook of Social Psychology* (Vol. I, pp. 446-496). Boston: McGraw-Hill.
- Williams, A. F. (1972). Factors associated with seat belt use in families. *Journal of Safety Research*, 4, 133-138.
- Williams; A. F. (1973). Personality and other characteristics associated with cigarette smoking among young teenagers. *Journal of Health and Social Behavior*, 374-380.
- Witte, E. H. (Hrsg.). (2004). *Methodologische, methodische und historische Entwicklungen in der Sozialpsychologie*. Lengerich: Pabst.
- Witte, E. H. & Lehmann, W. (1992). Ein Funktionsmodell von Ehe und Partnerschaft. *Gruppendynamik*, 23, 59-76.
- Witte, E. H. & Wallschlag, H. (2000). *Die fünf Säulen der Liebe*. Freiburg: Herder.
- Wood, W. & Eagly, A. H. (2002). A cross-cultural analysis of the behaviour of women and men . Implications for the origins of sex differences. *Psychological Bulletin*, 128, 699-727.
- Zellman, G. L. (1976). The role of structural factors in limiting women's institutional participation. *Journal of Social Issues*, 32, 33-46.



-HAFOS-

- | | |
|----------------------|---|
| HAFOS Nr. 1
1992 | Witte, E.H.: The extended group situation theory (EGST), social decision schemes, models of the structure of communication in small groups, and specific effects of minority influences and selfcategorization: An integration. |
| HAFOS Nr. 2
1992 | Witte, E.H. & Scherm, M.: Technikfolgenabschätzung und Gentechnologie – Die exemplarische Prüfung eines Expertenberichts auf psychologische Konsistenz und Nachvollziehbarkeit. |
| HAFOS Nr. 3
1992 | Witte, E.H.: Dynamic models of social influence in small group research. |
| HAFOS Nr. 4
1993 | Witte, E.H. & Sonn, E.: Trennungs- und Scheidungsberatung aus der Sicht der Betroffenen: Eine empirische Erhebung. |
| HAFOS Nr. 5
1993 | Witte, E.H., Dudek, I. & Hesse, T.: Personale und soziale Identität von ost- und westdeutschen Arbeitnehmern und ihre Auswirkung auf die Intergruppenbeziehungen. |
| HAFOS Nr. 6
1993 | Hackel, S., Zülke, G., Witte, E.H. & Raum, H.: Ein Vergleich berufsrelevanter Eigenschaften von „ost- und westdeutschen“ Arbeitnehmern am Beispiel der Mechaniker. |
| HAFOS Nr. 7
1994 | Witte, E.H.: The Social Representation as a consensual system and correlation analysis. |
| HAFOS Nr. 8
1994 | Doll, J., Mentz, M. & Witte, E.H.: Einstellungen zur Liebe und Partnerschaft: vier Bindungsstile. |
| HAFOS Nr. 9
1994 | Witte, E.H.: A statistical inference strategy (FOSTIS): A non-confounded hybrid theory. |
| HAFOS Nr. 10
1995 | Witte, E.H. & Doll, J.: Soziale Kognition und empirische Ethikforschung: Zur Rechtfertigung von Handlungen. |
| HAFOS Nr. 11
1995 | Witte, E.H.: Zum Stand der Kleingruppenforschung. |
| HAFOS Nr. 12
1995 | Witte, E.H. & Wilhelm, M.: Vorstellungen über Erwartungen an eine Vorlesung zur Sozialpsychologie. |
| HAFOS Nr. 13
1995 | Witte, E.H.: Die Zulassung zum Studium der Psychologie im WS 1994/95 in Hamburg: Ergebnisse über die soziodemographische Verteilung der Erstsemester und die Diskussion denkbarer Konsequenzen. |
| HAFOS Nr. 14
1995 | Witte, E.H. & Sperling, H.: Wie Liebesbeziehungen den Umgang mit Freunden geregelt wünschen: Ein Vergleich zwischen den Geschlechtern. |
| HAFOS Nr. 15
1995 | Witte, E.H.: Soziodemographische Merkmale der DoktorandInnen in Psychologie am Hamburger Fachbereich. |
| HAFOS Nr. 16
1996 | Witte, E.H.: Wertewandel in der Bundesrepublik Deutschland (West) zwischen 1973 bis 1992: Alternative Interpretationen zum Ingelhart-Index. |
| HAFOS Nr. 17
1996 | Witte, E.H. & Silke Lecher: Systematik von Beurteilungskriterien für die Güte von Gruppenleistungen. |
| HAFOS Nr. 18
1997 | Witte, E.H. & Kaufman, J.: The Stepwise Hybrid Statistical InferenceStrategy: FOSTIS. |

HAFOS Nr. 19 1997	Kliche, T., Adam, S. & Jannink, H.: „Bedroht uns der Islam?“ Die Konstruktion eines „postmodernen“ Feindbildes am Beispiel Algerien in zwei exemplarischen Diskursanalysen.
HAFOS Nr. 20 1998	Witte, E.H. & Pablocki, Frank von: Unterschiede im Handlungsstil: Lage- und Handlungsorientierung in Problemlöse-Dyaden.
HAFOS Nr. 21 1998	Witte, E.H., Sack, P.-M. & Kaufman, J.: Synthetic Interaction and focused Activity in Sustainment of the Rational Task-Group.
HAFOS Nr. 22 1999	Bleich, C., Witte, E.H. & Durlanik, T.: Soziale Identität und Partnerwahl: Partnerpräferenzen von Deutschen und Türken der zweiten Generation
HAFOS Nr. 23 1999	Porschke, C.: Zur Entwicklung unternehmensspezifischer Anforderungsprofile mit der Repertory Grid Technik: Ergebnisse einer empirischen Studie.
HAFOS Nr. 24 2000	Witte, E.H. & Putz, Claudia: Routinebesprechungen: Deskription, Intention, Evaluation und Differenzierung.
HAFOS Nr. 25 2000	Witte, E.H.: Kundenorientierung: Eine Managementaufgabe mit psychologischem Feingefühl
HAFOS Nr. 26 2000	Witte, E.H.: Die Entwicklung einer Gruppenmoderationstheorie für Projektgruppen und ihre empirische Überprüfung.
HAFOS Nr. 27 2000	Figen Karadayi: Exposure to a different culture and related autonomouself: A comparison of remigrant and nonmigrant turkish lateadolescent groups.
HAFOS Nr. 28 2000	Witte, E.H. & Raphael, Christiane: Alter, Geschlecht und Informationsstand als Determinanten der Einstellung zum Euro
HAFOS Nr. 29 2001	Witte, Erich H.: Bindung und romantische Liebe: Sozialpsychologische Aspekte der Bindungstheorie.
HAFOS Nr. 30 2001	Witte, Erich H.: Theorien zur sozialen Macht.
HAFOS Nr. 31 2001	Witte, Erich H.: Wertewandel, wirtschaftliche Prozesse und Wählerverhalten: Sozialpsychologische Gesetzmäßigkeiten zur Erklärung und Bekämpfung von Ausländerfeindlichkeit.
HAFOS Nr. 32 2001	Lecher, Silke & Witte, E. H.: FORMOD und PROMOD: State of the Art der Moderation des Gruppenproblemlösens.
HAFOS Nr. 33 2001	Porschke, Christine & Witte, E. H.: Psychologische Faktoren der Steuergerechtigkeit.
HAFOS Nr. 34 2001	Tettenborn, Annette: Zeitgemäßes Lernen an der Universität: „Neuer Wein in alte Schläuche?“
HAFOS Nr. 35 2001	Witte, Erich H.: Wirtschaftspsychologische Ursachen politischer Prozesse: Empirische Belege und ein theoretisches Konzept.
HAFOS Nr. 36 2001	Witte, Erich H.: Der Köhler-Effekt: Begriffsbildung, seine empirische Überprüfung und ein theoretisches Konzept.
HAFOS Nr. 37 2001	Diverse: Zwischen Couch, Coaching und ‚neuen kleinen Feldern‘ – Perspektiven Angewandter Psychologie. Beiträge zum 75jährigen Jubiläum der Gesellschaft zur Förderung der Angewandten Psychologie e.V.
HAFOS Nr. 38 2001	Witte, Erich H.: Ethische Grundpositionen und ihre Bedeutung bei der Rechtfertigung beruflicher Handlungen.
HAFOS Nr. 39 2002	Witte, Erich H.: The group polarization effect: To be or not to be?
HAFOS Nr. 40 2002	Witte, Erich H.: The Köhler Effect: Definition of terms, empirical observations and theoretical concept.
HAFOS Nr. 41 2002	Witte, Erich H.: Das Hamburger Hochschulmodernisierungsgesetz: Eine wissenschaftlich-psychologische Betrachtung.

- | | |
|----------------------|---|
| HAFOS Nr. 42
2003 | Witte, Erich H.: Classical ethical positions and their relevance in justifying behavior: A model of prescriptive attribution. |
| HAFOS Nr. 43
2003 | Witte, Erich H.: Wie verändern Globalisierungsprozesse den Menschen in seinen Beziehungen? Eine sozialpsychologische Perspektive. |
| HAFOS Nr. 44
2003 | Witte, Erich H. & Putz, Claudia: Paarbeziehungen als Mikrosysteme: Ableitung und empirische Prüfung von theoretischen Annahmen. |
| HAFOS Nr. 45
2003 | Trepte, S., Ranné, N. & Becker, M.: Patterns of New Media Adoption in a World of Hybrid Media. |
| HAFOS Nr. 46
2003 | Trepte, S.: Daily as Self-Realization – An Empirical Study on Audience Participation in Daily Talk Shows. |
| HAFOS Nr. 47
2003 | Witte, Erich H. & Engelhardt, Gabriele: Gruppen-entscheidungen bei „Hidden Profiles“ ‚Shared View‘ – Effekt oder kollektiver ‚Primacy‘-Effekt? Empirische Ergebnisse und theoretische Anmerkungen. |
| HAFOS Nr: 48
2003 | Witte, Erich H. & Raphael, Christiane: Der EURO, der junge Konsument und die wirtschaftliche Entwicklung. |
| HAFOS Nr. 49
2003 | Witte, Erich H. & Scheffer, Julia: Die Steuerreform und der Konsumanreiz: Eine wirtschaftliche Betrachtung. |
| HAFOS Nr. 50
2004 | Witte, Erich H. : Theorienentwicklung und –konstruktion in der Sozialpsychologie. |
| HAFOS Nr. 51
2004 | Witte, Erich H. & Janetzki, Evelyn: Fragebogenentwicklung zur Lebensgestaltung. |
| HAFOS Nr. 52
2004 | Witte, Erich H. & Engelhardt, Gabriele: Towards a theoretically based Group Facilitation Technique for Project Teams |
| HAFOS Nr. 53
2004 | Scheffer, Julia & Witte, Erich H.: Der Einfluss von makrosozialer wirtschaftlicher Bedrohung auf die Leistungsfähigkeit. |
| HAFOS Nr. 54
2004 | Witte, Erich H. & Wolfram, Maren: Erwartungen und Vorstellungen über die Vorlesung Psychologie. |
| HAFOS Nr. 55
2005 | Heitkamp, Imke, Borchardt, Heike & Witte, Erich H.: Zur simulierten Rechtfertigung wirtschaftlicher und medizinischer Entscheidungen in Ethikkommissionen: Eine empirische Analyse des Einflusses verschiedener Rollen. |

Die Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie werden herausgegeben von
Prof. Dr. Erich H. Witte

Department Psychologie der Universität Hamburg
Von-Melle-Park 5, 20146 Hamburg
E-Mail: witte_e_h@uni-hamburg.de